Lewald

Im

Abendroth

Im Abendroth.

Im Abendroth

Erzählung in sechszehn Briefen

von

Fanny Lewald

Ausgabe für Rußland

Preis 1 Rubel 20 Kopeken

Riga
Verlag von N. Kymmel

Seiner Excellenz

dem

Präsidenten des Reichsgerichtes

Herrn

Professor Dr. Eduard Simson.

Mein theurer Freund!

Im Abendroth heißt die kaleidoskopische Erzählung, die ich Dir mit einem Gruße, in der alten, von unsern Eltern auf uns vererbten Freundschaft, übersende.

Aus der Kinderstube haben wir die freundliche Gesinnung in die Jugend mit hinüber genommen; auf langen, oft weit von einander abliegenden Wegen ist sie lebendig in uns geblieben, und sie hat ehrlich vorgehalten, bis in das späte Abendroth unseres Daseins, nachdem für uns Beide sich in Nacht gehüllt, was unseres Lebens wahre Sonne gewesen.

Laß uns trotzdem wünschen und hoffen, lieber Freund, daß es uns gegönnt ist, uns noch eine Weile des Abendrothes, des Alpenglühens zu erfreuen, das so zauberisch die Erinnerung wachruft an das strahlende Licht und an das genossene Glück des entschwundenen Tages.

Und somit auch Glück auf zu Deiner Genesung! und auf Wiedersehen.

Die Deine

Fanny Lewald-Stahr.

Erster Brief.

Ragaz, im Juni 1882.

Ich soll Euch erklären, weshalb ich wieder hierher gegangen und nicht Euch nachgekommen bin? — Ja, weshalb bin ich denn hierher gegangen?

An die Mühle, in welcher die alten Weiber jung gemahlen werden, glauben wir, wie ich Euch schon oft gesagt, nicht mehr; aber an die Jungbrunnen, die hier und dort aus dem Schooße der alten Mutter Erde hervorspringen, glauben wir doch mehr oder weniger! Wir erwarten von ihnen, daß sie von uns abspülen, was der Lauf des langen Lebens uns

an Rost und sonstigem Ungehör angesetzt hat, und daß sie uns die Kraft und Wärme wiedergeben werden, welche wir in Sorge und Arbeit verbraucht, oder in Thorheit verschwendet haben. Sieht man nun obenein, wie viele Andere, und wie selbst die alten Aerzte zu diesen Quellen ziehen, so zieht man ihnen nach, weil der Glaube ansteckend wirkt, weil man, wie der landläufige Ausdruck lautet, doch etwas für sich thun muß, und weil man gewohnt ist, „mitzumachen."

Kurz also: ich bin eben wieder hier, und finde es angenehm wie vor vier Jahren und wie schon so oft.

Wären die Jungbrunnen in dem gesegneten Lande jenseits der Alpen, so würden sie poetischer ausgestattet, mehr als Wallfahrtsorte eingerichtet sein. Die wunderthätigen Gnadenbilder würden dort nicht fehlen. Es würde hübsche, geschmückte Kapellen für eine Santa Maria della vecchiezza oder Santa Maria della gioventù geben, und das würde ganz in der Ordnung sein.

Gehen wir doch Alle als Wundergläubige hierher, vertrauend auf das Wunder einer Wiedergeburt, die sich — nach Weihnachten! — oder zu den griechischen Kalenden! — an uns vollziehen soll. Wir würden dann täglich nach der Kapelle pilgern, die Gebetwanderung würde zu den Kurvorschriften gehören und vielleicht erfreulicher sein, als das Auf- undniedergehen in den Trinkhallen und Säulengängen vor dem Brunnen und den Bädern, unter den Klängen der ziemlich mittelmäßigen Kurmusik.

Es ist hier wieder voll genug für diese Jahreszeit. — Wir sind in unserem Gasthof nahezu anderthalbhundert Menschen bei der Tafel; aber übermüthig sieht die Gesellschaft nicht aus, denn wohl die Hälfte der Gäste ist ein tüchtig Ende über ihre Jugend und über die sogenannten besten Jahre hinweg. Ein Maler oder Bildhauer, welcher Studien für alte Köpfe machen wollte, würde hier seine Rechnung finden unter den Männern und Frauen aus allen Jahrzehnten des Alters, von den Vierzigern und Fünfzigern bis in die Achtziger.

Im Ganzen sind die Männer besser erhalten als die Frauen, die Engländer, Amerikaner und Franzosen besser als die Deutschen und viel besser als die Schweizer. Es sind hier alte, schöne, tüchtige, ehrwürdige und rührende Köpfe in der Gesellschaft, aber auch an den Physiognomieen wunderlicher „cidevant jeunes hommes“ fehlt es nicht; und neben den guten Müttern und Großmüttern, unter denen manche noch stattlich genug erscheinen, gehen mit Selbstbewußtsein auch alte Koketten großen Styls und kleine, lächerliche Persönchen herum, welche die fünfzig Jahre vergessen haben, die zwischen ihrem achtzehnten oder zwanzigsten Geburtstag bis auf diese Stunde vergangen sind. Wie leicht und wie leer muß ihr Leben gewesen sein! — An jedem Morgen bringen sie uns raschen, trippelnden Schrittes ihre verhutzelten Figürchen und Gesichter, neu und bunt nach der letzten Mode aufgeputzt, mit dem zuversichtlichen Lächeln an den Frühstückstisch, mit dem sie vor jenen fünfzig Jahren das Herz der Jünglinge bestrickten und den Auserwählten an sich

fesselten! Die Glücklichen! Wie sollte man ihnen zürnen, wenn man auch über sie lacht?

Sie denken wie Lady Palmerston, der man ihre Galanterieen zum Vorwurf machte: it does nobody harm and gives me so much pleasure! —

In wie viel anderen Fällen müßte man sich das sagen, um die Leute in ihren harmlosen Thorheiten nicht zu verurtheilen und nicht zu stören? Es schadet Niemand und macht ihnen so viel Vergnügen!

„Ein schönes, beneidenswerthes Alter!“ hört man oftmals ausrufen, ruft Ihr mir immer wieder zu; und im nächsten Augenblicke sagt Ihr: „Welch' ein Glück das Alter so gar nicht zu empfinden wie Du!“ Merkt Ihr den Widerspruch nicht, der darin liegt? Wie kann ein Zustand beneidenswerth sein, den nicht zu empfinden man als ein Glück erachtet?

Es waren andere Tage, als ich vor siebenunddreißig Jahren zu Pferde allein mit meinem Führer das Oberland durchreiste, allein mit ihm auf dem Mer de Glace und Montanvers umherzog, statt

jetzt hier in der Ebene meine gemächlichen Schlendergänge zu machen!

Aber von der alten Gewohnheit, Euch oft zu schreiben, will ich nicht lassen, schon weil man sein Erleben damit für sich selber festhält.

Zweiter Brief.

Ich lebe, wie Ihr das kennt, in der Fremde viel für mich, und mache nur die Hauptmahlzeit an der Wirthstafel mit.

Solch' eine Tischgesellschaft besieht man und sieht sie durch wie ein Album von photographischen Bildnissen, das man in einem fremden Hause zum Zeitvertreib ausgelegt findet. Man schlägt Blatt um Blatt um und denkt sich nichts dabei. Der Köpfe, die beim ersten Blicke auffallen, das Auge fesseln und die Phantasie beschäftigen, gibt es eben nicht allzu viele.

Die Nationalitäten unterscheiden sich sehr be=

stimmt. Den Stand, den Lebensberuf der Leute zu errathen, ist schon schwerer, obschon sich auch nach der Seite hin Typen herausbilden, in der Art, in welcher die verschiedenen Jahrhunderte die Physiognomieen der Menschen mit solcher Bestimmtheit ausprägten, daß man auch ohne den Hinblick auf die Tracht, in Porträtsammlungen an den Köpfen, mit einer Art von Sicherheit die Zeit bestimmen kann, in welcher die Originale lebten. Das Museum in Versailles ist in der Beziehung sehr anziehend.

Hier sehe ich mir oftmals die fremden Frauen darauf an, ob ich wohl Dienerin in ihrem Hause sein möchte? Und gar Vielen gegenüber freue ich mich meiner Unabhängigkeit, denn die Zahl der wirklich gütig aussehenden Gesicher ist gar nicht groß.

Eine Frau aber ist hier, die in ihrem heitern, liebenswürdigen Ausdruck, mit völlig weißem Haar, noch jugendlich aussieht und in der That noch schön zu nennen ist. Sie ist über Mittelgröße, eine schlanke, noch volle und ganz biegsame Gestalt. Ein ovaler

Kopf auf seinem Halse, mattgelbe Farbe, krauses, natürlich gelocktes, weißes Haar um die edle, schmale Stirne, schön geschwungene dunkle Brauen über einem Paar großer, sanfter und doch leuchtenden braunen Augen. Dazu volle Wangen, ein rundes Kinn und ein Lächeln, das vom Herzen kommt. Wie Montesquieu's Pariser sein: „Comment peut-on être Persan?“ möchte man ihr gegenüber fragen: „Wie kann man in den Fünfzigern noch so liebreizend sein?“ Denn in den ersten Fünfzigern ist sie gewiß.

Der Kleidung und Haartracht nach würde ich sie für eine Französin halten, den Farben und den schweren, breiten Augenlidern nach für eine Italienerin. Es stimmt Alles an ihr so gut zusammen: das schwarze Seidenkleid, die weiße Spitzenkrause um den Hals, die Spitzenmanschetten, welche die schönen Hände und die feinen Gelenke des noch vollen Armes sehen lassen, und die weiße Spitzenhaube mit den breiten, auf die Schultern fallenden Enden und den vielen lila Schleifen. Alles an ihr ist ihrem Alter

angemessen, wohl gewählt und trotz des Bedachten einfach. So einfach und so schön sind auch ihr Gang und ihre ganze Haltung. Sie weiß von sich und ihrer Schönheit, aber sie denkt nicht viel daran. Es ist ein Vergnügen, sie zu betrachten. Sie ist allein, verkehrt jedoch, wie ich sehe, freundlich mit ihren Tischnachbarn.

Dritter Brief.

Im Grauen des Tages gab es heut ein leises Hinundher im Hause, das mich erweckte, obschon man es sorgfältig zu verbergen bemüht war.

Es ist gestern ein trefflicher Greis, ein Mann von achtundsiebenzig Jahren, den ich früher hier schon als regelmäßig wiederkehrenden Kurgast angetroffen und schätzen gelernt, gestorben. Ein Arzt, der auf ein langes, im Dienste der Wissenschaft und der Menschheit redlich ausgenütztes, hoch geehrtes Dasein zurückzublicken hatte; und fast in der nämlichen Stunde wie er, hat eine junge Amerikanerin die Augen für immer geschlossen, deren Schwindsucht

weder die Reise über den Ocean, noch der Winter-aufenthalt in Davos zu heilen vermocht. — Man hat die Leichen in der Stille fortgeschafft, um die Lebenden nicht an ihre Endlichkeit zu mahnen, nicht in dem Glauben an den Jungbrunnen zu stören. Die Verwandten der Gestorbenen sind abgereist. Die Fenster der beiden Sterbezimmer stehen offen, man trägt Matratzen, Betten, Möbel durch die Corridore. Die Brunnenmusik spielt ihre Polkas und Quodlibets, und die Morgensonne scheint so hell in jene Stuben, als wären dort in der Nacht nicht die bittersten Thränen geflossen.

„Es singen die Priester: Wir tragen die Alten
Nach langem Ermatten und spätem Erkalten;
Wir tragen die Jugend, noch eh' sie's gedacht!“

Und wir Anderen, Alt und Jung, gehen unter dem Schatten der Platanen so zuversichtlich und so weite Plane machend spazieren, als gehörten wir nicht sammt und sonders zu dem Geschlecht der kurzlebigen Menschheit, von dem Jeder einmal so verschwinden muß, ohne daß die Nachbarn es sonder-

lich gewahren und ohne daß die Welt deshalb stille steht, wie das Herz des Einzelnen.

„Mondo! — das ist der Weltlauf!“ sagte unsere römische Wirthin bei Allem, was geschah; „Badeleben!“ sage ich.

Für meine schöne Unbekannte muß die Zeit aber wirklich still gestanden haben, oder es muß ein besonderer ewiger Frühling mild geleuchtet haben über ihrem Leben.

Sie ist mir um mehrere Plätze näher gerückt. Ich hörte sie mit Franzosen sprechen, ihre Stimme ist weich wie ein schöner Alt. Auf die von ihren Nachbarn an sie gerichtete Frage, ob sie eine Landsmännin von ihnen, ob sie eine Pariserin sei, entgegnete sie: „Ich bewohne Paris seit Jahren, aber ich bin keine Französin. Ich bin eine Venetianerin.“

Ihre Farben, ihre Augenbrauen und Augenlider haben mich also doch nicht getäuscht.

Ihr wißt, neugierig bin ich sonst nicht; aber als der Wirth heute die freundliche Rundreise um die Tische machte, sich zu versichern, daß seine Gäste

wohl versorgt seien, konnte ich es nicht lassen, nach dem Namen der Frau zu fragen.

„Es ist eine Frau —“ er fand den Namen nicht gleich. „Sie ist die Wittwe eines deutschen Kunsthändlers, der ein großes, sehr bekanntes Geschäft in London gehabt hat. Sie war vor zwölf, dreizehn Jahren zweimal mit ihrem Manne hier, der dann bald darnach gestorben ist. — Es ist eine Frau — Helfenstein,“ sagte er, sich des Namens entsinnend; und im Fortgehen setzte er dann hinzu: „Damals hatte sie noch dunkles Haar und war eine sehr schöne Frau!“

In Venedig geboren, an einen in England Geschäfte treibenden Deutschen verheirathet und nun einheimisch in Paris! Wie international ist das! — Freilich! Der Kunsthändler wird sie in Venedig angetroffen und sie, das reizende lebende Bild, für seinen Privatbesitz erworben haben. Ein Kenner ist der Mann gewesen.

Nun habe ich hier aber die Fremdenliste nachgesehen, die ich soeben erhalten. „Frau Claudine

Helfenstein, Kunsthändlers-Wittwe, mit Bedienung, Paris", so steht sie verzeichnet nach der Angabe, die man selber in die Bücher einträgt.

Kunsthändlers-Wittwe schreibt man bei uns im Norden nicht. Das ist süddeutsch; und doch hat ihre Aussprache einen vorwiegend norddeutschen Anklang.

Vierter Brief.

Meine Bekanntschaft mit Frau Helfenstein ist gemacht, und zwar in ganz eigener Weise.

Ich saß, als es schon dämmerig war, im Lese-saal. Das Wetter war schlecht, wie die ganze Woche hindurch. Gegen den Abend hatte der Regen nach-gelassen, die Leute waren alle unterwegs, um doch etwas von der Luft zu haben. Mir war es zu kalt, ich war zu Hause geblieben. Der Wind trieb die schweren weißen Wolken tief am Fuß der dunkel daliegenden Berge von Nord gen Süden durch das Thal und schüttelte das Laub der sich unter ihm beugenden Bäume, daß sie mit der Tamina um die Wette rauschten. Ich hielt ein Buch in der Hand,

das ich im Saal gefunden, aber ich las es nicht, denn das Naturschauspiel war weit anziehender als das Buch.

Da ich mit dem Rücken gegen die Thüre in einem hochlehnigen Stuhle saß, hatte ich nicht gemerkt, daß aus der Nebenstube Jemand eingetreten war, und die Eintretende mochte mich auch nicht gesehen haben. Ich hörte aber hernach, daß sie an den Flügel ging, ihn öffnete und ein paar Accorde griff, sich des Tones zu versichern. Dann setzte sie sich nieder und ließ in freiem Spiel ihren Gedanken, wie es schien, den Lauf. Es waren sehr einfache Melodieen, meist in Moll.

Mit einem Male fing sie halblaut zu der Musik zu sprechen an, so daß man nicht sagen konnte, ob sie ihr Spiel mit dem Wort, oder ihre Worte mit dem Spiel begleitete, und ebenso waren es nicht Verse und nicht Prosa, die sie sprach, bis sie in ein völliges Singen überging. Die Stimme hatte noch einen schönen vollen Klang. Man hörte, sie war in vollendeter Kunst geschult.

Ich konnte immer nur einzelne Worte und Sätze vernehmen. Sie sprachen von der Lust des aufsteigenden, hoffnungsreichen Lebens und beklagten den Niedergang desselben. Einmal hieß es:

„Die Mitte hab' ich lang erreicht,
Sie lang schon überschritten,
Schon lange ist mein Haar gebleicht,
Ich hab' geliebt, gelitten —"

dann verschwanden die Worte wieder in der Begleitung, bis sie mit dem Wunsche schlossen:

„So bleib' Erinn'rung mir getreu
Bis zu dem stillen Haus!"

Auch das Spiel wurde langsamer und langsamer. Sie hörte dann ganz zu spielen auf und blieb mit gekreuzten Armen, den Kopf nach hinten geneigt, wie ihren Gedanken nachhängend, am Flügel sitzen.

Es war ein ganz besonderer Eindruck, eine Frau mit weißem Haar, der man die Gewohnheit des Lebens in der Welt ansah, sich in so unschuldiger, kindlicher, volksthümlicher Weise äußern zu hören; denn daß das Ganze ein reiner Stimmungsausdruck war, darüber konnte kein Zweifel sein.

Diese Art, sich aussprechen zu können, war mir in meinem Leben nur an einem Menschen, an meinem verstorbenen Mann, an Adolf Stahr vorgekommen, war mir stets als ein Glück erschienen; und da eben in dem Augenblicke der Diener in das Zimmer trat, die Gaslampen anzuzünden, so daß wir, die Sängerin und ich, nothwendig auf einander hingewiesen wurden, machte ich die Bemerkung, daß man von Natur musikalisch und dichterisch angelegt sein müsse, um sich solche Herzensergüsse schaffen zu können.

„Bei uns im Süden,“ sagte sie und fügte dann ein: „ich bin eine Italienerin, bei uns ist das gar nichts Seltenes. Es ist dem Volke so natürlich, sich in solch' singendem Sprechen kund zu geben, daß man behaupten könnte, unser Volk verliere diese Fähigkeit erst mit der weiteren Kultur. Unsere Schiffer, unsere Landleute sind oft wirkliche Dichter und Componisten in ganz anderem Sinne als ich — und sie wissen es nicht einmal, wie sehr sie es mit ihren Ritornellen sind.“

„Aber Sie, Sie haben viel Musik getrieben?“

„Ja! wer thut das nicht in einem musikalischen Volke! Man hört singen, sowie man zu hören anfängt, und singt dann endlich auch."

„Und dann studirt man Musik und wird Künstlerin!" fiel ich ihr ein, „denn Sie haben eine kunstgerechte Schule durchgemacht und große Uebung, das beweisen die kleinen Coloraturen, in denen Sie sich gelegentlich ergehen."

„Ich habe guten Unterricht gehabt und bin Sängerin gewesen."

„Auf der Bühne?"

„Nicht auf der Bühne! aber ich habe viel gesungen, darin irren Sie nicht! — Nun ruht das Alles. Ich habe ja keine Stimme mehr, summe nur noch ab und zu in der Einsamkeit so ein paar Töne vor mich hin, und weiß eigentlich gar nicht, wie ich heute darauf verfallen bin, mich hier an den Flügel zu setzen. Freilich —" und sie präludirte wieder eine kleine Weile, und sang dann, wie zu sich selber, oder auch zu mir sprechend:

„Einst in andern, schönen Zeiten
Sang ich wohl der Lieder viel.

Meine Freuden, meine Leiden
Sang ich mir beim Saitenspiel.
Doch verklungen sind die Lieder,
Ruhen still in meiner Brust,
Unsre Jugend kehrt nicht wieder
Und nicht mehr des Sanges Lust."

Sie erhob sich rasch vom Instrument und sagte mit dem Lächeln, das ihr so wohl ansteht: „Sind wir wunderliche alte Frauen! Ich lasse mich hier in dem Gasthof=Saale gehen, wie ein Gretchen am Spinnrocken, und Sie hören mir zu und achten auf mich, als wäre es nicht eine Thorheit, sowie ich es heute gethan, mit seinen Gedanken gegen den Strom der Zeit zu schwimmen, dem wir es danken sollten, daß er uns fortführt zu ruhigeren Gefilden. Aber man kommt leider bisweilen in so ein thörichtes Träumen!"

„Solche Stimmungen soll man nicht schelten!" entgegnete ich. „Sie sind schön und selten wie das Alpenglühen, das uns nur an hellen Abenden nach einem strahlenden Sonnenuntergang zu Theil wird. Wer einmal recht von Herzen jung gewesen ist, ver=lernt zum Glück das gelegentliche Jungsein auch im

Alter nicht. Wenn ich mich hie und da darauf betreffe, daß ich wieder einmal voll in der Empfindung der Jugend gelebt, habe ich immer einen guten Tag."

„O!" rief sie, „für Sie — denn ich habe Sie gleich am ersten Tage erkannt, nach Bildern, die ich von Ihnen gesehen — für Sie ist die Jugendempfindung auch was werth; Sie können etwas damit machen, was Sie und Andere erfreut. Aber was soll es mir, wenn ich es noch immer nicht recht begreifen kann, daß dies weiße Haar mein Haar ist, und daß mit solchem Haar das Hoffen und der ganze Spaß zu Ende sind."

Wir waren beide heiter geworden, gingen zusammen zur Mahlzeit, und sind seitdem viel mit einander gewesen.

Frau Claudine ist ein wenig überschwenglich in dem Ausdruck ihrer Empfindung, ihres Antheils auch an mir; indeß, Alles was sie sagt, hat immer eine geistreiche Wendung und sie erzählt sehr hübsch.

Fünfter Brief.

Ein junger Freund schreibt mir heute aus Norwegen: „Gegen einen norwegischen Landregen gehört ein wasserdichter Humor!“

Nun, diesen wasserdichten Humor haben wir hier auch nöthig, denn Casimir Delavigne's Wort: „Il n'y-a qu'un beau jour sur trois!“ ist noch viel zu luxuriös für uns. Es regnet und regnet zu unserer Erholung und Sommerkur, daß jeder beliebige November uns in ganz Deutschland die gleiche Sommerfrische bieten könnte. Trotzdem ist der heutige Nachmittag mir vergangen ich weiß nicht wie, und

ich bin noch unter dem Eindruck von Frau Claudinens Erzählung.

Weil ich sie darum bat, setzte sie sich wieder einmal an das Klavier und sang eine paar kleine heitere deutsche Lieder, ein paar französische Ronden, das schottische Cavalierlied, den young Charly und zuletzt ein paar venetianische Lieder, die sie mit der biondina in gondoletta beschloß. Das Weiche, Wollüstige dieses wiegenden Liedchens klang ganz reizend in ihrem Munde. Ich sagte, der Ausdruck befriedigter Liebe gelinge ihr vortrefflich, und es werde ihr sicher an Liebesglück auch nicht gemangelt haben.

„Sie irren!“ sagte sie. „Ich habe eine vieljährige gute Ehe voll Frieden und Zufriedenheit gehabt, ein sanftes Leben mit mannigfachem Genuß in würdigen Verhältnissen; aber Liebesglück das ist mir nicht geworden, im Gegentheil!“

Ich sah sie fragend an.

„Ach!“ sprach sie, „wenn Sie etwas von mir hören mögen, will ich Ihnen wohl erzählen. Wer

redet nicht gern von sich? Sie haben uns Ihren Lebensweg beschrieben, warum soll ich Ihnen nicht von dem meinen ehrlich sprechen dürfen? Ich denke, Sie kennen die Menschen, Sie verstehen also auch den Einzelnen, selbst wenn er sich nicht kund zu geben vermag, wie er möchte. Und dann — mein Jugendleben und mein Jugendlieben das liegt so weit hinter mir! — Wenn ich je bisweilen daran denke, ist's, als ginge es mich gar nichts mehr an. Man spricht davon wie von einem Traum, den ein Anderer einmal geträumt hat! wie von einem Buche, das ein Anderer gemacht und das man gelesen hat, und jetzt richtiger und strenger beurtheilt, als in den Zeiten, in denen es uns über sein Verdienst gerührt hat. — Wenn Sie mich hören wollen, so erzähle ich Ihnen gern."

Ihr könnt denken, daß ich es bejahte.

„Nun denn," sagte sie, „ich bin zweiundfünfzig Jahre; das heißt also, ich bin achtzehnhundertund-dreißig geboren und zwar, damit Sie's genau wissen, in Venedig geboren, in dem Hause, das sozusagen

in dem Fondaco dei Turchi eingenistet ist. Mein Vater trug den stolzen Namen des großen, aber verarmten Geschlechtes der Grafen Rovessano. Der Großvater war in einem Ehrenhandel umgekommen. Die Großmutter hatte kaum die Mittel gehabt, die drei Söhne so lange vorwärts zu bringen, bis sie sich einigermaßen weiterhelfen konnten. Der Aelteste war frühzeitig in die österreichische Armee eingeschrieben, der zweite in ein Kloster aufgenommen worden, da er sich für den geistlichen Stand entschieden hatte. Meinen Vater, den begabtesten der Söhne, hatte die Mutter nach Padua auf die Universität geschickt, in der Hoffnung, daß er nach beendigten juristischen Studien in österreichische Staatsdienste treten und in diesen vorwärts kommen werde, da man die alten italienischen Adelsgeschlechter gern in Abhängigkeit von der Regierung versetzte. Indeß die Mutter starb, während mein Vater sich noch auf der Universität befand, und er fühlte weder Beruf für das Studium, noch für den Staatsdienst unter österreichischer Herrschaft.

„Er hatte seine Mutter geliebt und ihr gehorsamt. Als sie von ihm gegangen war, folgte er nur noch seinen Neigungen. Es waren die eines vornehmen venetianischen Dilettanten; und eine kleine Erbschaft, die ihm um die gleiche Zeit von einem mütterlichen Oheim zufiel, reichte hin, ihn unabhängig zu erhalten und die geringen Bedürfnisse des an Beschränkung Gewöhnten zu befriedigen.

„Seine arme Mutter hatte von je seinen Fleiß, seinen Ehrgeiz anzuregen getrachtet durch den Hinweis auf die Vergangenheit seiner Vaterstadt und auf das Geschlecht, dem er entstammte. Aber Venedig schien unter der Fremdherrschaft seinem Untergange geweiht, und mein Vater hatte in seinem Geiste nichts von der Heldengröße seiner Ahnen. Nur ihre Schönheit hatte er geerbt, ihre Liebe für Venedig, und ihre Freude an den Künsten.

„Freilich, wenn er in der schlichten Gondel vorüberfuhr an den verwitternden und zerfallenden Mauern des Palastes, von dessen Marmorstufen seine Ahnen einst herabgestiegen waren, um mit ihren

Galeeren als Stadthalter hinauszuziehen gen Südosten, in die von der Republik beherrschten Lande, so schmerzte ihn, wenn er daran dachte, wohl der Gegensatz zwischen ihm und ihnen. Indeß, wenn er am Abend auf dem gewohnten Platz in der Oper saß, und mehr noch, wenn er einsam auf den Steinsimsen am Dogenpalast ruhte, oder von den Bänken auf der Piazzetta in beglücktem Sinnen träumend hinausschaute auf die Wasser, deren mondbeschienene Wellen in leisem Gleichmaß an das Ufer schlugen, die Seele einwiegend mit ihrem Takte, so meinte er, das sei das Glück, und es gäbe kein größeres für sein Herz, für eine so musikalische Seele wie die seine.

„Da er schön war, da seine Stimme bei großer, umfangreicher Stärke den süßesten Wohllaut hatte, da er von Niemandem etwas verlangte, und von Natur dienstfertig, zu jeder gesellschaftlichen Forderung, die man an ihn stellte, stets bereit war, sah man ihn ebenso gern in der vornehmen Welt von Venedig, als man ihn gern hatte unter den Arkaden

des Markusplatzes und in den Straßen der Stadt. Den Grafen Odoardo, den schönen Odo, kannte Alt und Jung, kannte jeder Gondolier und jedes Blumenmädchen; und die sanfte, kleine Charitas, die Tochter eines Candioten, der seinen Weinhandel betrieb im Fondaco dei Turchi, die kannte ihn auch und die liebte ihn, lange ehe Odoardo es beachtete, und lange ehe er sie zur Frau nahm und sie meine Mutter wurde."

Ich hatte der Sprechenden mit Vergnügen zugehört, denn ihr Erzählen rief eine Fülle von Vorstellungen und Bildern in mir wach; da unterbrach sie sich mit einem Male.

„Sehen Sie," rief sie, „man muß nichts unternehmen, was man nicht versteht, und sollte sich selber kennen. Bin ich nicht meines Vaters Kind und ein Träumer wie er? Von mir sollte ich Ihnen erzählen, und ich verliere mich in dem Erinnern an ihn und an seine Erlebnisse, wie ich sie von meinen Eltern erfahren habe. Ich kann nichts im Zusammenhange machen, ich bin so zerstreut.

Wenn Sie wüßten, wie viel Verkehrtes ich begangen habe aus Zerstreutheit! — Es ist nichts mit mir, lassen Sie mich gehen!"

„Ja, aber nur bis morgen!" sagte ich. „Morgen sprechen Sie mir von sich!"

„Noch lange nicht!" scherzte sie, „ich bin ja noch gar nicht auf der Welt! Morgen kommt die göttliche Sängerin, die Diva Angelica, wie man sie in Italien nannte, an die Reihe!"

„Die berühmte, die große Angelica? und wie das?"

„Das erzähle ich Ihnen morgen, wenn es denn doch einmal bei dem Erzählen bleiben soll."

Sechster Brief.

Als wir heute früh in die Hausflur und vor die Thüre kamen, sah ich siebenzehn große und eine entsprechende Anzahl kleiner Koffer, Kasten, Säcke zusammengestellt, so daß ich fragte, ob denn heute die ganze Gesellschaft sich zum Aufbruch rüste. — „Nein!“ entgegnete man mir. „Es ist gestern Abend eine große Familie mosaischen Glaubens aus Petersburg angekommen, der das Gepäck gehört. Ein Theil davon ist schon in ihrer Wohnung.“

„So führen sie wohl die Bundeslade und den Tisch der Schaubrode mit sich!“ scherzte ich gegen Claudine.

„Das nicht,“ fiel der Portier ein, „aber sie haben einen Koch, einen Schlächter, und Koch- und Eßgeschirre mit sich, sie machen eigene Wirthschaft nach jüdischem Gebrauch!“

Wir gingen hinunter und setzten uns in den Schatten der alten Bäume des einstigen bischöflichen Gartens. Jetzt spielten junge Leute beiderlei Geschlechtes aus Kalkutta und San Franzisko Crocket auf dem Platze — und dazu dicht nebenan eine russische Karawane, die nach den am Sinai von Moses gegebenen Gesetzen lebt. — Das neunzehnte Jahrhundert bringt sonderbare Gegensätze an einander.

„Und nun, la Diva Angelica, die Catalani!“ sagte ich, als wir uns niedergelassen hatten.

Claudine fragte, ob ich sie gekannt und gehört.

„Nein, aber ich entsinne mich aus meiner Kindheit, daß ich mit großer Bewunderung von ihr sprechen hörte, als sie um die zwanziger Jahre ihre Triumphzüge durch Europa hielt, nachdem sie die Direktion der Pariser Oper, die sie ein oder ein paar Jahre hindurch geleitet, niedergelegt hatte. Sie

hat in Königsberg gesungen auf ihrer Durchreise nach und von Petersburg, und man bezeichnete damals zum Oefteren meine sehr schöne Tante als eine ihr gleichende Erscheinung."

„Nun," fiel mir Claudine ein, „während dieser ihrer Triumphzüge, wie Sie es sehr richtig nennen, ist sie denn auch zu verschiedenen Malen nach Venedig gekommen, wo sie in ihrem sechzehnten Jahre zuerst auf der Bühne, und zwar gleich als ein Stern erster Größe, erschienen und wohin sie oftmals zurückgekehrt war. Und wenn sie schon im Norden Bewunderung erregte, so können Sie sich wohl die Vorstellung von der Begeisterung machen, mit der sie empfangen worden sein muß, als sie nach einem Besuche in ihrer Vaterstadt Sinigaglia wieder einmal während eines Karnevals nach Venedig kam, wo es damals noch einen wirklichen, alle Stände in sich hineinziehenden Karneval gegeben hat."

„Wie mir der Vater erzählt hat, wohnte sie nicht in einem der Gasthöfe, sondern in einem der ältesten und schönsten Paläste der Stadt am Canale

grande, dessen Besitzer es sich zur Ehre rechnete, sie bei sich zu bewirthen. Der Palast war dadurch von früh bis spät von Gondeln belagert. Denn Jeder, sowohl Diejenigen, welche sie im Teatro Fenice gehört, als jene tausend Anderen aus dem Volke, denen das Glück nicht zu Theil geworden war, wollten sie sehen; und wie einmal in einer warmen mondhellen Nacht auch wieder der Canal vor dem Palaste dicht voll Gondeln lag, in denen die Masken darauf warteten, die Sängerin vielleicht erscheinen zu sehen, erhob mein Vater, der sich in spanischer Tracht auf einer der Gondeln befand, sich in derselben und brachte ein Vivat für die Bewunderte aus. Die ganze Menschenmenge stimmte mit ein, das Vivatrufen nahm kein Ende. Angelica erschien endlich auf dem Balkon des Hauses, und mitten unter dem Jubel, der sie begrüßte, rief eine Stimme: „Singen Sie! Singen Sie!“ — „Ja, singen Sie! Singen Sie!“ erscholl es nun von allen Seiten — und die Diva sang.

Sie sang den Anfang von Tasso's „Befreitem

Jerusalem", nach der alten, schönen volksthümlichen Melodie, in welcher die Fischer auf dem Lido damals noch häufiger als jetzt die Dichtung sangen, und getragen von ihrer mächtigen Stimme zogen durch die milde Nachtluft zu den Lauschenden von dem Balkon des großen Saales die Verse hernieder:

„Canto l'armi pietosi, e'l Capitano
Che 'l gran Sepolcro libera di Christo.
Molto egli oprò col senno, e con la mano;
Molto soffri nel glorioso acquisto!" u. s. w.

„Ein nicht endenwollender Beifall folgte dem Schlusse der ersten Strophe. Man rief: „Weiter! weiter!" Man wartete. — Es blieb still auf dem Balkon. Aber die Diva stand noch auf demselben im Lichte der Fackeln, mit welchen die Diener während ihres Singens herausgetreten waren.

„Ich habe gesungen; nun Ihr!" sprach sie mit der machtvoll klingenden Stimme, welche ihre Worte weithin vernehmbar machten. Alles schwieg.

„Der Herr des Palastes trat an die Brüstung des Balkons. „Die Angelica will, daß Ihr singen sollt! Sie will von Euch die Gegenstrophe hören!"

rief er. Und wieder blieb es still. — Da erhob sich noch einmal mein Vater in seiner Gondel, und klar einsetzend that er ihr, wie sie begehrte, mit der zweiten Strophe den Bescheid.

„Nun spendete die große Sängerin ihm mit lautem Bravo ihren Beifall. „Bravo! Bravo!“ erscholl es ruud umher aus allen Gondeln; und vom Balkon herunter rief man: „Das ist Graf Odoardo! Das ist Graf Odoardo!“ und der Sohn des Hauses eilte die Treppen hinunter, um an dem Traghetto dem Gondolier des Botes, in welchem mein Vater sich befand, das Zeichen zum Landen zu geben, und die der Treppe zunächst liegenden Gondeln behufs dieser Landung wegweisen zu lassen. Der Abend und die Stunde entschieden über meines Vaters Zukunft.“

„Und wie das?“ fragte ich.

„Auf die einfachste und natürlichste Weise von der Welt!“ entgegnete Claudine. „Meines Vaters Stimme entzückte die Diva. Seine Jugend, seine Schönheit, seine edle Anmuth nahmen sie für ihn

ein. Da er kein Fremder in dem Hause ihrer Gastfreunde war, veranlaßte sie ihn, in der Gesellschaft zu singen, und sang sogar selbst mit ihm. Als man sich trennte, nöthigte sie ihn, am folgenden Morgen wieder zu ihr zu kommen. Inzwischen mochte sie von ihren Freunden erfahren haben, daß der junge Graf Rovessano sich in beschränkten Verhältnissen befinde; und als sie ihn bei seinem Besuche deshalb befragte, hatte er seiner geringen Aussichten in die Zukunft vor ihr kein Hehl.

„Sie lachte ihn aus. „Geringe Aussichten!“ rief sie, „geringe Aussichten mit einer Stimme wie die Ihre, mit Ihrem Aeußern und Ihrem angeborenen Talent? Was nennen Sie Aussichten? Doge von Venedig oder Statthalter von Candia können Sie nicht mehr werden, nachdem der Kaiser, der jetzt auf Sanct Helena sitzt, das gründlich umgestaltet und die zurückgeführten Bourbonen es nicht für nöthig gefunden haben, auch die venetianische Republik mit ihren Dogen wiederherzustellen. Und“ — sie lachte wieder — „und die Wahrheit zu sagen, mein schöner

Graf, Du siehst mir nicht darnach aus, als gelüste es Dich nach des Krieges blutgetränktem Lorbeer. Eine Stimme wie die Deine ist für andere Dinge als für das Commando in der Schlacht geschaffen. Sänger müssen Sie werden, und ich stehe Ihnen für Ihren Erfolg."

„Mein Vater war betroffen. Das Plötzliche und selbst die Großmuth des Anerbietens überraschten ihn. In richtiger Würdigung seiner Stimme und seines Talentes hatte er bei seiner Liebe für das Theater und für die Musik wohl bisweilen selbst an die Bühne für sich gedacht; aber konnte ein Graf Rovessano die Bretter betreten? Sein Rang, sein alter Name waren bis dahin sein kostbarster Besitz gewesen, und er war erzogen in der Unterordnung und Verehrung vor denselben. Eine Laufbahn, die ihn nöthigte, schon um seiner in der Armee und in der Prälatur lebenden Brüder willen, seinen Namen abzulegen, konnte, wie er glaubte, nicht die rechte für ihn sein.

„Er zögerte, zu antworten. Angelica errieth,

was in ihm vorging, und kam ihm zu Hilfe. „Besinnen Sie sich nicht lange, Graf!“ sagte Sie mit gebieterischem Ernste. „Ich weiß, was sie in sich erwägen. Sie blicken rückwärts, statt vorwärts zu sehen. Sie denken an die stolze Reihe Ihrer Ahnen. Als ob Ihnen oder Ihren Ahnen dies nur das Geringste nützte! Als ob der große, selbstgemachte Name eines Künstlers nicht den Namen der in ihren Gräbern von der Welt vergessenen Edelleute übertönte! Lassen Sie Ihren Namen für das Erste in der Capelle von Santa Maria della Salute begraben sein, wo die Denkmale Ihrer Ahnen sich erheben, Conte Odoardo, und suchen Sie ihn wieder vor, wenn Sie Ihren Ahnen dereinst ein anderes Opfer darzubringen haben werden, als nur Ihre Gebete. Gehen Sie mit mir, Odoardo Conti, und lassen Sie uns hoffen, daß Sie dereinst nach einer ruhmgekrönten Laufbahn durch Europa siegreich nach Venedig zurückkehren werden, um, ein neuer Arion, den Palast Ihrer Ahnen aus seinem Verfall auferstehen zu machen durch die Macht der Töne.“

„So sind Sie Odoardo Conti's, des bewunderten Conti's Tochter?“ rief ich, die Erzählerin unterbrechend.

„Freilich! Da, sehen Sie — das war er!“ —

Sie zog dabei eine Goldkapsel hervor, welche sie mit anderen Erinnerungsgaben an der Kette ihrer Uhr trug, und ließ mich das feine, geistvolle Antlitz betrachten, das dereinst in Taschenbüchern und an den Schaufenstern der Kunsthandlungen gesehen zu haben ich mich entsann. Sie hatte völlig des Vaters sanfte, geistbelebte Augen.

„Und nun, schlug Ihr Vater ein?“

Die schöne Erzählerin schüttelte verneinend das Haupt. „Nein, denn es hielt ihn noch ein anderes Band zurück. Er war in Liebe; und weil er der bürgerlich geborenen Diva nicht von seinen adeligen Vorurtheilen zu sprechen wagen durfte, sagte er ihr seinen Dank, setzte aber hinzu, daß er für das Erste gebunden an Venedig sei.

„Wodurch gebunden?“ fragte sie, ohne sich von seiner Ablehnung beleidigt zu zeigen, obgleich ihr, die

damals auf der Höhe ihres Ruhmes stand, und die dazu eine majestätische Schönheit war, ein Widerstreben gegen ihren Willen nicht oft vorgekommen sein mag.

„Wodurch gebunden?“ wiederholte sie.

„Durch mein Herz! Ich liebe, werde geliebt und habe meiner Geliebten mein Wort verpfändet.“

„Und was weiter?“ rief sie, während ein stolzes Lächeln ihre Lippen überflog. „Glauben Sie, mich gelüste nach Ihnen und nach Ihrer Liebe? Ich bin verheirathet nach meiner Wahl! Ich bin keine Sappho, will keinen Phaon, sondern einen Sänger aus Ihnen machen, denn Ihre Stimme ist eine Gnade von Gott; und wenn Ihre Gräfin Melitta das nicht einsieht — denn eine Gräfin oder Marchesina wird's ja sein —“

„Es ist keine Gräfin, keine Marchesina!“ sagte mein Vater, „und ich bin kein eitler Fant, Signora! Das Mädchen, das ich liebe, ist eines griechischen Kaufmanns Tochter, die ihr Vater einem reichen Handelsherrn aus Smyrna zu verbinden wünscht —“

„Weil Sie ihm nichts zu bieten haben!“ warf Angelica ihm ein, ohne sich zu erzürnen, „weil Graf Rovessano das Mädchen nicht zur Frau nehmen kann! Und in Beidem hat der Vater Recht, denn auch die größte Liebe will ernährt sein. Aber der Sänger Conti kann das Mädchen heirathen und ernähren, und dem wird sie der Vater nicht versagen. Vorwärts, mein junger Graf! Bringen Sie ihn zu mir, den Vater Ihrer Erkorenen, heute noch! — Ich will mit ihm sprechen!“ gebot sie, wie Jemand, der gewohnt ist, seinen Willen durchzusetzen. „Ich werde ihm sagen, daß ich für Sie einstehe, daß ich einen großen Sänger aus Ihnen machen werde, wenn Sie mir vertrauen, wie ich Ihrem Talente. Und Ihre Schöne — denn schön ist sie doch sicherlich —“

„Man hält Charitas für das schönste Mädchen in unserer schönheitreichen Stadt!“ fiel ihr mein Vater ein.

„So bringen Sie mir auch Ihre Charitas, denn eine Schönheit zu sehen wird mir Vergnügen

machen. Und ist sie wirklich schön und liebt sie Sie wirklich, so wollen wir sie zum Troste Ihrer Eifersucht in ein Kloster bringen bis zu dem Tage, an dem ich Sie losspreche für Ihre freie Zukunft. Dann holen Sie sie aus dem Kloster in die Ehe und machen gleichzeitig mit ihrem Wege in die Welt auch Ihr und Ihrer Holden Glück! — Nun, Odoardo Conti, ist der Conte Odoardo damit einverstanden?"

„Ein ganzer Himmel voll goldener Hoffnungen that sich vor ihm auf. Er küßte knieend ihre Hand. Sie gab ihm einen leichten Schlag. „Man nennt mich die göttliche Angelica!" sagte sie, „so will ich denn auch meine Launen haben wie eine olympische Göttin, will das Glück eines Sterblichen machen, wie es mir gefällt! Sie aber, Odoardo, sollen die Freiheit haben, von mir und von dieser Stunde zu denken, wie es Ihnen gefällt. Gehen Sie jetzt, Ihre Charitas und deren Vater zu mir zu holen, und Sie sollen meinen Worten niemals wieder Glauben schenken, Conti, wenn Sie nicht von heute in drei

Tagen, beruhigten und frohen Herzens, sich mit mir auf dem Weg nach Wien befinden."

„Eine etwas gewaltsame Göttlichkeit!" scherzte ich, „aber ein freies, ein großmüthiges Herz, eine entschlossene Frau!"

„Und eine Frau, die Wort zu halten wußte," sagte Claudine, „denn ihr Sinn war mächtig wie ihre Stimme, ihre Handlungsweise großen Styles wie ihre Schule. Sie war im Leben überwältigend wie in ihrer Kunst.

„Drei Tage nach dieser Unterredung mit meinem Vater waren sie denn auf dem Wege nach Wien, wohin Angelica's Gatte ihr vorausgegangen, die Einrichtungen für die Vorstellungen und Concerte zu treffen, die dort zu geben sie verheißen hatte.

Sie hatte keine Mühe gehabt, Charitas dahin zu bringen, während der nächsten zwei Jahre, des Geliebten Wiederkehr in einem Kloster abzuwarten, in welchem sie das Kostgeld für sie niederlegte. Dem Vater aber hatte sie versprochen, Charitas auszustatten, wenn Odoardo nach dem Verlaufe

dieser Zeit nicht komme, seine Tochter zur Frau zu nehmen und ihr eine gute Zukunft an seiner Seite zu bereiten.

„Von da ab begann die Studienzeit für meinen Vater. Sie war bei seiner Begabung, bei seinem Fleiß, den die Sehnsucht nach der Geliebten anfeuerte, kürzer, als er selbst es hatte hoffen können.

„Nach einem Jahre sang er mit Angelica in Paris.

„Sie triumphirte; denn sie hatte ihn liebgewonnen, sie hatte die Zärtlichkeit einer Mutter für ihn gefaßt und die Liebe des Meisters für den ebenbürtigen Schüler.

„Geh' nach Venedig!“ sagte sie, „befreie Deine Braut aus ihrer Gefangenschaft, nimm sie zur Frau! Ich lasse Dich frei für zwei Monate. Dann bleibt Deine Frau für das Erste in Venedig unter ihres Vaters Schutz, und Du kehrst zu mir zurück und wirst noch besser singen mit glückerfülltem Herzen! Geh' und halte mir Wort, wie ich es Dir gehalten. — Und so geschah's.

„Mein Vater genoß sein junges Eheglück in seiner Heimath; dann hatte er seine Beschützerin noch einmal auf ihrer Kunstreise zu begleiten, die, wie sie beschlossen hatte, ihre letzte sein sollte. Sie gingen nach England, Schweden, Deutschland und Rußland. Meine Mutter blieb daheim bei ihrem Vater, in dessen Hause im Fondacho dei Turchi ich geboren ward, während mein Vater in Petersburg sang.

„Heimgekehrt von dieser künstlerischen Wanderschaft ließ Angelica sich dauernd in der Hauptstadt Frankreichs nieder."

„Sie ist alt geworden," warf ich ein.

„Sie ist, nachdem sie in ihrer Villa bei Florenz gelebt, in den ersten Jahren der zweiten Republik auf einer Reise in Paris gestorben, als ich schon in London und im stillen Hafen mein kurzes Künstlerleben abgeschlossen hatte."

„Also nun Ihr Leben!"

„O!" rief Claudine, „von mir sprechen wir immer noch zu früh! Lassen Sie mich erst nur auf die Füße kommen."

„So muß ich denn wie die freundlichen Bettler in Ihrem Vaterlande, denen man die Gabe verweigert, ein hoffnungsreiches: „Also morgen?“ sagen.“

„Ja, meine Liebe! Morgen also! Und jetzt nach der Bahnhofstraße, zu sehen, wen die Abendzüge uns von Norden und von Süden bringen!“

Siebenter Brief.

Die Eisenbahnzüge hatten uns keine Bekannten gebracht, aber ein aus dem Gebirge kommender Reisewagen hat Claudinens Wanderlust erregt. Sie ist heute plötzlich zu einem Ausflug über den Gotthard nach Italien aufgebrochen, um nach fünf, sechs Tagen durch den Gotthardtunnel hierher zurückzukehren.

Kaum war heute der Gedanke in der Frühe in ihr aufgestiegen, so war auch der Kutscher herbeigerufen, der Kontrakt mit ihm gemacht. In der nächsten Stunde stand das schellenklingende, mit Federbüschen und rothen Wollquasten geschmückte

Viergespann mit dem Wagen vor der Thüre. Das leichte Gepäck, auch Claudine mit ihrer Bedienung waren an Ort und Stelle, und auf und davon. Wenig fehlte, daß sie mich mit aufgeladen hätte; und fast bedaure ich meinen Widerstand, denn ich vermisse sie und ihr Kommen und Gehen und Wiederkommen.

Achter Brief.

Statt fünf, sechs Tagen, auf die sie es abgesehen, hat Frau Claudine die doppelte Zeit für ihre Reise verwendet. Sie ist erst heute wiedergekehrt, als wollte sie mich es durch Entbehrung empfinden lassen, wie angenehm ihre Gesellschaft mir ist. Sie ist in Mailand gewesen, wo ihr Vater seine ersten großen Triumphe gefeiert, wohin sie ihren Gatten auf seinen Geschäftsreisen vielfach begleitet, und wo ihr also Freunde leben, die sie wiederzusehen beschlossen.

Als sie bei mir eintrat und mich beim Lampenlicht am Theetisch fand, blieb sie bei mir, und wie

ich sie scherzend an ihre Treulosigkeit mahnte, entgegnete sie: „Ach! das bischen Unzuverlässigkeit müssen Sie bei mir mit in den Kauf nehmen. Die rasche Beweglichkeit ist mir durch meine Kindheit und Jugendjahre zur Natur geworden; aber untreu bin ich deshalb nicht, und meine Schulden bezahle ich ehrlich bei Heller und Pfennig, das sollen Sie erfahren. Heute noch erzähle ich Ihnen Alles, was ich die Tage versäumt habe, und wenn Sie mich nicht fortschicken, machen Sie sich auf eine vielstündige Sitzung gefaßt.

„Erzählen und Erzählenhören war ja unser Zeitvertreib in dem Reiseleben, das wir führten; denn nachdem mein Vater die Diva Angelica nicht mehr begleitete und seine selbstständige Künstlerlaufbahn begonnen, hat er sich von meiner Mutter und von uns nicht mehr getrennt. Das war aber in jener Zeit, in welcher man von Eisenbahnen und von Dampfschiffen noch nichts wußte, kein geringer Beweis seiner Liebe für uns und für ein glückliches Familienleben.

„Von Petersburg nach Lissabon, von Stockholm nach Wien, von Pest nach London, haben wir ihn in dem großen Reisewagen begleitet, der oft für viele Tage und Nächte das Obdach der Eltern, der Kinder und der Dienerschaft gewesen ist. Meine beiden Geschwister und ich hatten Jedes in einem anderen Lande das Licht der Welt erblickt. Mein Brüderchen wurde in Frankfurt am Main begraben, meine Schwester starb, als wir einmal von Petersburg kommend in Riga verweilten. Ich allein bin übrig geblieben und habe die ganze Liebe meiner Eltern als Erbe besessen, meiner guten Eltern Liebe.

„Wirklich!“ rief sie, „von einem Dasein wie das meine und von einer Person wie ich, können sich ja Frauen, die gleich Ihnen in ruhiger, regelrechter Häuslichkeit erwachsen sind, gar keinen Begriff machen. Ich habe nichts Ordentliches gelernt. Unterricht, wie ihn andere Kinder in der Schule erhalten, habe ich nie gehabt. Alles ist zufällig, früh, rasch an mich herangekommen. Mit den Sprachen war ich aus Gewohnheit bald zu Hause in der halben

Welt. Die Länder, von denen Sie gelernt haben, hatte ich gesehen und durchzogen, noch ehe ich davon etwas merkte. Lesen und nähen habe ich im Wagen erlernt, schreiben, wo eben einmal ein längeres Verweilen die Möglichkeit dafür bot. Von der Weltgeschichte hat der Vater mir und meiner guten Mutter, die nicht mehr davon wußte als ich, das heißt Nichts, an den langen Abenden, wie es gerade kam, erzählt, in denen wir bei dem Schein der Wagenlaternen auf den Chausseen, und oft ohne Chausseen auf der Wanderschaft waren; und von fast Allem, was ich weiß, könnte ich sagen, wo ich zuerst davon gehört habe, und durch welche äußeren Eindrücke, durch welche Fragen von mir oder meiner Mutter, des Vaters Mittheilungen angeregt worden sind.

„So ist das Wenige, was ich von wirklichem Wissen in mich aufgenommen habe, noch in ganz besonderem Sinne mein Eigenthum, und um das, was mir fehlt, habe ich mich nie gekümmert. Das steht ja Alles in Büchern, in denen man es nach-

lesen kann, wenn man es wissen will. Wenn ich aber in meiner Jugend mit Gleichalterigen zusammengekommen, bin ich mir nie dümmer“ — sie lachte fröhlich — „sondern in der Regel viel gescheidter vorgekommen, als sie Alle. Denn sie waren Kinder ohne Erfahrung, denen man um der sogenannten Tugend willen die höchste Scheu vor dem Laster eingeflößt hatte, und die in dem Glauben erzogen waren, daß es in Bezug auf die Tugend und die guten Sitten mit den Künstlern, namentlich mit all' denen, die zum Theater gehörten, nicht ganz richtig sei. Sie wunderten sich ordentlich, wenn sie die Bemerkung machten, daß ich nicht schlechter sei als sie, und daß ich in der glücklichen Ehe meiner Eltern, in unserem Reisewagen und bei unserem wechselnden Aufenthalte so wohl, und in manchem Sinne besser, behütet gewesen war, als sie in den Mauern ihrer feststehenden, mit Splitterrichterei verschanzten Häuser. Sie wunderten sich über die Liebe, die uns in unserem Wanderleben so fest aneinander band; und sie hätten es doch sehen können, daß die schnell da-

hinseegelnden schlanken, in der ganzen Welt heimischen Schwalben ihre Nester ebenso warm und sorglich bauen und ihre Jungen ebenso zärtlich füttern und fliegen lehren, als die pfahlbürgerlichen Spatzen, die unter demselben alten Dach und Rauchfang leben, sich gatten, brüten und sterben.

„Aber wo gerathe ich hin?“ rief sie aus, „verzeihen Sie mir die Abschweifung.

„Lassen Sie sich immer gehen,“ sagte ich, „es ist ja so natürlich, daß man gern bei seinen glücklichen Erinnerungen weilt.

„Ach! meines Vaters Glück, unser volles Glück war nicht von langer Dauer! Eben jene Reise in einem grausam kalten russischen Winter, die meiner kleinen Schwester das Leben gekostet, hatte auch der schönen Gesundheit und der herrlichen Stimme meines Vaters den ersten Stoß gegeben.

„Obschon er noch durch manche Jahre überall den größten Beifall erntete, und obgleich Niemand es anfangs wahrnahm, fühlte er schon damals, daß seine Höhe gelitten hatte, daß er nur mit einer ge-

wissen Anstrengung leisten konnte, was ihm sonst als eine Lust gelungen war. Es kamen Zeiten, in denen er sich zu schonen hatte, in denen er es nicht wagen durfte, ein Engagement auf Monate im Voraus anzunehmen. Es wurden ärztliche Berathungen, Badereisen nöthig. Sie wechselten freilich noch immer mit glänzenden Erfolgen ab; aber die Zuversicht, die uns wie eine belebende Sonne von meines Vaters Stirn geleuchtet, wich den Schatten der Sorge und des Schmerzes, die ihn zu beherrschen begannen. Endlich, nach sechzehn Jahren einer glänzenden theatralischen Thätigkeit, mußte mein Vater derselben entsagen. Das war für ihn härter als der Tod.

„Wir waren damals in Paris. Mein Vater hatte den Winter noch einige Male in der Großen Oper mit höchstem Beifall gesungen, dann hatte eine Erkältung ihn auf das Krankenlager geworfen. Eine Halsentzündung hatte seiner Stimme für immer ihren vollen Klang geraubt.

„Meine Mutter fühlte dies Unglück in seiner

Seele mit, aber das Vermögen, welches mein Vater gesammelt hatte, war groß genug, uns eine ruhige Zukunft zu sichern, und ihre Neigung zog sie nach Venedig zurück. Ein stilles Leben mit Mann und Kind in ihrer Heimath würde ihren Wünschen entsprochen haben. Mein Vater jedoch mochte an Venedig nicht denken. Das Scherzwort, mit welchem Angelica ihn einst angefeuert, die Bühne zu betreten, hatte sich seiner lebhaften Phantasie bemächtigt. Auch er hatte wohl bisweilen die Sehnsucht nach der Heimath empfunden, hatte davon geträumt, dereinst am Abend seines Lebens wieder die blauen Wellen lind über den weichen Sand des Lido hinfließen und zurückgleiten zu sehen; aber er hatte sich in Venedig niederzulassen gehofft, reich, geehrt, gefeiert, in dem von ihm erneuten Palast seiner Ahnen. — Das war nun vorbei!

„Man schlug ihm vor,“ fuhr Frau Claudine fort, „sich in Concerten hören zu lassen, eine Reise für den Zweck nach Amerika zu unternehmen. Die Vorstellung verschlimmerte seine Stimmung.

„Herabsteigen von der Bühne in's Concert? Und dann tiefer und tiefer hinab", spottete er in der Entmuthigung, in die er versunken war, „tiefer und tiefer hinab, um endlich als ein Schiffbrüchiger, als ein Bänkelsänger nach Venedig heimzukehren, der, mit der Guitarre im Arm, sich im Halbdunkel vor den Cafés der Prokuratien die Brosamen des Beifalls auflesen geht, ohne die er nicht leben kann? — Nimmermehr!

„Angelica, die treue Freundin, legte sich in das Mittel. Sie sang schon seit langen Jahren nicht mehr öffentlich, und obschon sie in der Zurückgezogenheit ihrer florentinischen Villa lebte, war sie doch immer noch der Gegenstand größter Verehrung für die musikalische Welt, der Mittelpunkt für die musikalischen Kreise. Sie tadelte meinen Vater, sie schalt ihn engherzig.

„Habe ich nicht fortgelebt in Dir," sagte sie, „lange nachdem ich nicht mehr sang? Werde ich nicht fortdauern in den Schülerinnen, die ich hier um mich in meiner Villa versammle? Mache Dich

zum Lehrer eines großen Talentes, wie ich's mit Dir gethan. Erhalte unsere Schule, unsere Erinnerung lebendig in der Kunstwelt. Vor Allem aber bleibe in Paris, wo das Leben täglich neu in raschem Pulsschlag sich bewegt.

„Sie schaffte ihm durch ihre Vermittlung Schüler in der großen Welt, Unterricht am Hofe Louis Philipp's. Man gab ihm eine Stelle am Conservatorium, es befriedigte ihn das Alles nicht. Seine Einnahmen waren noch bedeutend, sie erschienen ihm elend neben seinem früheren Erwerb, seine Thätigkeit als Lehrer war ihm zuwider.

„Er vermochte nicht zu leben ohne die Oper, und vermochte es nicht mit anzusehen, daß ein Anderer an dem Platze stand, von dem aus er die Herzen der Menschen ergriffen hatte. Er konnte die belebende Berührung mit seinem Publikum, konnte die berauschende Freude des begeisterten Beifalls nicht entbehren. Seine Schwermuth machte ihn krank. Wir hatten und wußten kein Mittel, ihn erheiternd zu zerstreuen.

„Hingerichtet werden,“ rief er eines Tages aus, „was will das sagen? Das ist bald vorbei! Aber seiner eigenen Hinrichtung beiwohnen, immer und immer wieder, und hören, wie man Beifall dazu klatscht, das ist ein Sterben und immer wieder Sterben! Wie ein Gestorbener wanke ich unter den Lebenden umher, sehe, daß sie mich kennen und doch nicht mehr für Denselben halten. Ich seufze nach einer Auferstehung, an die ich nicht zu glauben vermag, obschon sie ja nicht unmöglich ist. Denn warum sollte sie mir nicht wieder kommen können, wie ich sie verloren habe — allmälig wachsend, wie sie geschwunden ist — meine Stimme, meine Kraft die Herzen zu rühren und die Menschen, und mich selber zu entzücken durch mein Können, durch die Freude, die Begeisterung, die ich erwecke? Oder wenn ich sie vererben könnte diese Kraft, auf Dich, Claudine! Wenn ich wieder aufleben könnte in Dir, in meiner Tochter! Deine Erfolge wären ja die meinen! Du bist ein Theil von mir! Du wärest mein Geschöpf in jedem Sinne! Und Dein Organ

ist gut, ist stark für Deine Jahre! Singe!“ „Er setzte sich an das Instrument, mein heißes Verlangen, ihn zu trösten, hob mich über mich selbst hinaus. Mein Vater war heiter, wie wir ihn seit Jahren nicht mehr gesehen.

„Gehen wir an's Werk!“ sagte er, „und Du sollst nicht mehr meine Claudine — la mia Speranza sollst Du mir heißen, Du, mein Hoffnungsstern. Dich von Erfolg gekrönt zu sehen, wird auch mich neu beleben. Großes Leid und große Freude haben ja schon andere Wunder gethan, haben den Stummen Wort und Sprache gegeben.

„Nun, wir machten uns an die Arbeit. Wir setzten Beide unsere ganze Liebe, unsern größten Eifer an das Studium, und weil ich vorwärts kam, steckten wir das Ziel sehr weit. Man hatte mir von je gesagt, ich sähe gut aus, man hatte es gern gehört, wenn ich die Volkslieder sang, die ich bei unseren Reisen durch aller Herren Länder aufgeschnappt; und ich liebte die Musik, ich liebte meinen Vater, ich hatte seine Erfolge mit erlebt.

„Wenngleich ich selber keinen Ehrgeiz, sondern den weichen Sinn der Mutter hatte, fingen wir doch an, von einer theatralisch bedeutenden Zukunft für mich zu träumen. Es war aber nur ein Traum! Indeß, ich hatte singen gelernt, Angelica verlangte mich zu hören. Wir gingen zu ihr nach Florenz. Sie war schon den Sechzigern nahe, immer noch sie selbst, und sie ließ mich gelten innerhalb meines Könnens.

„Sie, die das geistreiche Wort für die Sontag erfunden: „Ihr Genre ist klein, aber sie ist groß in ihrem Genre!“ fand auch das Wort für mich.

„Das Volkslied ist die wahre, ursprüngliche Poesie, die ursprüngliche Musik, und Claudine Conti ist das lebendig gewordene Volkslied, ist die schöne Natur in ihrer ersten Frische!“ So hatte sie gesagt, so hatte sie es ihren Freunden nach Paris geschrieben. Mit dieser Empfehlung kehrten wir dorthin zurück.

„Ich sang zuerst in den damals berühmten Morgenconcerten der Gräfin Soinville, der Fürstin

Barassow; dann in den kleinen Abendunterhaltungen bei der Königin Amelie. Mein Vater begleitete mich stets zu diesen Concerten, aber die kleinen Erfolge seiner Tochter machten ihm das Entbehren seiner großen Triumphe nur schmerzlicher. Was mich in aller Unschuld freute, mir genügte, dünkte ihm kläglich. Er fand sich in der Stellung, die er um meinetwillen einnahm, nicht an seinem Platze. Die Gesellschaft, das Leben in ihrer Mitte, war ihm eine Pein, da er nicht mehr der Mittelpunkt ihrer Bewunderung war. Der Boden von Paris brannte ihm unter den Füßen; und als der Frühling kam, siedelten wir nach Baden-Baden über. Ich war damals eben siebenzehn Jahre alt geworden —

„Wie schön, wie lieblich müssen Sie damals gewesen sein!“ unterbrach ich sie unwillkürlich.

„Ja, man sagte mir so, und ich sah auch gut aus. Ich hatte Freude an mir selber, und die ganze Welt und alle Menschen gefielen mir, weil sie freundlich mit mir waren. Mein Vater jedoch wurde nicht wieder froh. Anderer Kummer ließ auch nicht

lange auf sich warten und legte sich über mein Leben, und nicht nur für einen Tag."

Sie machte eine kurze Pause und fuhr dann trotz ihres Seufzers lächelnd fort:

„Nun, Sie haben ja Baden-Baden auch gekannt in seinen verschiedenen Zeiten. Damals, in der zweiten Hälfte der vierziger Jahre, stand es auf der Höhe seines Glanzes in vollster Sündenblüthe. Der Luxus und das Laster hatten dort ihr Stelldichein. Die reiche, die vornehme, die sittenlose Gesellschaft, Männer so wie Frauen, kamen von allen Enden unseres Erdballs dort zusammen, um sich in Genüsse und Erregungen zu stürzen, sich öffentlich in einer Gesellschaft zu bewegen, die zu meiden sie in der Heimath durch die Schicklichkeit genöthigt waren. Russische Diamanten wanderten an die Arme und auf den Nacken feuriger Creolinnen, Nabobs aus Calcutta schütteten ihren Goldregen über die Pariser Schönen aus der Umgebung von Notredame de Lorette aus. Ungarische Gräfinnen und russische Bojaren, Engländerinnen und Walachen fanden sich

zusammen in den glänzenden Festen, bei den Concerten, welche Benazet veranstaltete und für welche er den ersten Künstlern sein Gold mit vollen Händen bot. Sie trafen sich auf den glänzenden Bällen, vor deren rauschender Musik, in deren Strudel man es nicht hörte, wie die Roulettekugel rollte, wie die scharf gesprochenen Worte der Croupiers und der Spieler durch die tiefe Stille der Spielsäle hallte. Und auch den Schuß der Pistole hörte man in den Concerten und im Ballsaal nicht. Er klingt nicht weit, ein solcher Schuß!

Ein Schatten legte sich über Claudinens helle Stirn.

„A change came over the spirit of my dream!“ sagte sie, Byron's Worte brauchend, und fuhr dann nach einer kleinen Weile ruhig zu sprechen fort.

„Benazet wollte meinen Vater überreden, sich in seinen Concerten hören zu lassen, er verweigerte es ihm.

„Wohl denn,“ rief der Unternehmende, „ist's

nicht der eine Magnet, muß es der andere sein. Ihre Tochter können Sie mir nicht versagen, und Odoardo Conti's Tochter, welche die Diva Angelica selber als das menschgewordene Volkslied bezeichnet hat, ist eine gewaltige Anziehungskraft. Lassen wir die schöne Claudina singen! Noch heute geben wir das Wort Angelica's als Losung für sie aus."

„Mein Vater willigte ein. Ich trat zuerst in einem nur für die gewählteste Gesellschaft, in dem mit Rosenguirlanden von oben bis unten dekorirten Spiegelsaale auf. Sie kennen ihn ja auch. Die hohen Herrschaften, die in der ersten Reihe saßen, erwiesen sich mir überaus gnädig. Ich ward vorgestellt, die Frauen zeigten sich herablassend, die Männer schmeichelhaft vorwärts lockend. Ein Dichter unter ihnen besang mich am folgenden Tage in schwungvollen Versen. Es war ein Anfang, wie man ihn besser nicht verlangen konnte. Ich war unter dem Schutz der Fürstlichkeiten glänzend in Scene gesetzt und sang am nächstfolgenden Tage im großen Concertsaal vor dem allgemeinen Publikum."

„Man überschüttete mich mit rauschendem Beifall; aber dieser Beifall galt nicht meiner Kunst allein. Er galt dem Volkslied, von dem die verschiedenen Nationalitäten sich angesprochen fanden, und — ich fühlte das trotz meiner Jugend sehr bestimmt heraus — er galt meiner Jugend, meiner Schönheit.

„Die Männer drängten sich an mich heran, man huldigte mir mit jener Uebertreibung, die sich die Zudringlichkeit erlaubt; und wenn mich das im Concertsaal auch nicht wesentlich berührte, hatte ich es schon am nächsten Tage, als wir uns vor dem Kursaal auf der Promenade zeigten, unangenehm zu empfinden. Des Vorstellens, der Anerbietungen, der Vorschläge zu Partieen nach allen Orten in der Nachbarschaft, der Besuche in unserem Hause war kein Ende. Thut man doch ohnehin überall gegenüber jeder in der Oeffentlichkeit und gegen Bezahlung auftretenden und ihre Kunst übenden Frau, als hätte man deshalb auch in ihrem Privatleben ein Recht an sie. Wie viel mehr das an einem

Orte der Fall war, an welchem so viel käufliche Schönheit sich zusammenfand, und an dem die Männer sich darnach zu betragen gewöhnt waren, können Sie sich denken.

„Ich war unter dem Schutze meiner Eltern in reiner Luft erzogen, aber obgleich ihre Nähe mir auch hier zugute kam, fühlte ich doch den Pesthauch, der damals über der ganzen Gesellschaft von Baden-Baden lag. Meine Mutter sehnte sich mit mir hinweg, mein Vater hatte es anders im Sinne.

„Gleich nach unserer Ankunft in Baden war die alte Fürstin Megaretschin dort ebenfalls eingetroffen. Sie war eine leidenschaftliche Verehrerin der Musik und ebenso leidenschaftlich dem Spiel ergeben. Sie hatte zu der Zeit, als mein Vater noch mit Angelica gereist war, ein großes Haus in Petersburg gemacht. Mein Vater hatte immer bei ihr gesungen, und er hatte, wenn er später nach Petersburg zurückgekehrt war, sich ihrer Gastfreundschaft und ihres Antheils stets zu erfreuen gehabt. Sowie sie von der Anwesenheit meines Vaters in

Baden Kunde erhalten, hatte sie ihn zu sich einladen lassen. Sie hatte von ihm seine auf mich gerichteten Hoffnungen erfahren, hatte mich mit meiner Mutter mehrfach zu sich gebeten, und als wir uns nach dem ersten Besuch entfernten, hatte sie mir zugerufen:

„Dein Vater, mein schönes Kind, nennt Dich seine Hoffnung, und Du wirst ihn nicht täuschen. Ich aber will mich zu Deiner Fama machen. Ich eile Dir voran, und ich wollte, das Glück wäre mir so verläßlich als ich Dir. Maria Megaretschin hat noch immer Wort gehalten.“

„Wort hielt sie uns auch! Aber sie wollte meinen Vater, der von ihr ein besonderer Günstling gewesen war auch immer bei sich haben. Er mußte oftmals bei ihr essen, sie bei ihren Ausfahrten begleiten, sie in den Spielsaal führen. Einmal dort, forderte sie ihn scherzend auf, auf ihre Karte zu setzen, Moitié mit ihr zu machen, da diesmal das Glück wie dämonisch an sie gebannt sei; und er, der nie das Spiel geliebt, that ihr ihren Willen.

„Er gewann mit ihr — mochte sich mit der vollen Tasche nicht entfernen, spielte also am nächsten Tage wieder mit ihr, und da sie verloren, spielte er selbstständig weiter. Gewinn und Verlust lockten ihn gleichmäßig, wie das stets geschieht, immer auf das Neue zum Spiele an, die Spannung hatte großen Reiz für ihn. Sie ersetzte ihm die lebhaften Erregungen, welche er sonst auf der Bühne gefunden hatte. Er zeigte sich wieder heiter, wie wir ihn lange nicht mehr gesehen. Leider war unsere Freude nur von kurzer Dauer. Das Spiel gewann die Herrschaft über ihn —“

Sie brach plötzlich ab, da man an meine Thür klopfte. Der Diener meldete den Justizrath Laland, unsern alten Freund, der auch einer der alljährlichen Wallfahrer zu dem Jungbrunnen ist. Aber davon in dem nächsten Briefe, denn heute ist's zu spät.

Neunter Brief.

Der Rath hat uns gestern mit seinem Zorn über das Musikmachen in dem Vereinigungssaale sehr belustigt.

Er trat mit einem erheuchelten Ausdruck der Verzweiflung bei mir ein.

„Mein Gott!“ rief er, „das ist ja hier nicht um ein Haar besser als unten! Man hört die Musik gerade so wie dort in den Sälen. Also auch hier keine Rettung vor dieser geselligsten, aber auch aufdringlichsten aller Künste? Das wüthet und säuselt nun seit Stunden unter den Firmen von Chopin, Bach, Beethoven, Raff und wie die Ruhestörer, die

Unheilstifter heißen, in einem Zuge fort, daß man selbst in den Nebenzimmern zu beiden Seiten des Saales kein vernünftig Wort sprechen, kaum sein Whist machen kann, ohne beim Sprechen und Kartengeben wider seinen Willen in den jeweiligen Takt der eben beliebigen Musik hineingezogen zu werden. — Und nähme ich Flügel der Morgenröthe und flöge an's äußerste Meer — so würde Musik mich empfangen. Von den Hebriden bis Ischia, von Oban bis Casamicciola, in allen Pensionen und Gasthöfen haben sie mich verfolgt, diese musikalischen Teufelinnen. Und kein Mittel, kein Mittel, sich dagegen zu verwahren!"

Es war gerade wie sonst, wenn er in Gesellschaft durch Musik gewaltsam in einer guten Unterhaltung gestört, sein Diderot'sches: „Sonate que me veux-tu?" auszurufen und zu versichern pflegte, daß es ihm wie Wilhelm von Humboldt gehe, daß er drei Dinge nicht begreifen könne: Religion, Liebe und Musik. Dabei ist er aber stets ein großer Verehrer und Günstling der Frauen gewesen, ein

Freund guten Gesanges und der Oper, und duldsam für fremde Schwächen und Liebhabereien. Freilich verlangte er denn auch für sich und seine Neigungen und Abneigungen die gleiche Anerkennung, namentlich für seinen Widerwillen gegen das zur Mode gewordene virtuosistische Clavierspiel, gegen das Musikmachen in den Gasthöfen und Pensionen, und gegen den übermäßigen Musikgenuß überhaupt, gegen den er „Mäßigkeitsvereine“ gebildet zu sehen verlangt, wie gegen den Branntwein und andere schädliche Ausschweifungen.

Wir neckten ihn über sein Schelten und nannten es übertrieben, obschon ich hier und anderorts mein Theil von der Musikmacherei in Gasthöfen zu leiden gehabt und mich eben jetzt dagegen habe verwahren müssen, daß ein amerikanischer Gesandter neben meinem Zimmer sich für seine Kinder eine Schulstube eingerichtet hat, in der drei Mädchen in den allerersten Anfängen des Clavierspiels unterrichtet wurden.

Da ich die Musik liebe und namentlich in

engem Kreise sie gerne höre, so suchte ich unsern Freund zu besänftigen, indem ich ihm bemerkte, daß man doch bei diesen Musiken in den Gasthöfen mitunter auch recht Erfreuliches zu hören bekomme.

„Das kann ja sein!“ sagte er, — „möglich auch, daß Frauen sich vielleicht besser in die zur Gewohnheit gewordene tyrannische Rücksichtslosigkeit solchen Musikmachens schicken, als ein alter, halsstarriger Junggeselle! — Ich? ich will mir nichts bieten und mich auch nicht beglücken lassen von Fremden nach ihrem Belieben. Man sucht Stille, Ruhe, Nervenrast in einem Bade- und Erholungsorte! Wenn es aber Menschen giebt, die ohne beständige Aufregung ihrer Gehörnerven, ohne eine Motion ihrer Hände auf den Tasten eines Claviers nicht leben können, die auch, wenn ihrer mehrere beisammen sind, Musik hören müssen, weil sie nichts zu sagen haben, nun, so errichte man für diese Art von Kurgästen tief im Garten, oder sonst an einem andern entfernten Orte, Musikbaracken, in welchen derartige Musikfreunde sich zu ihren Freuden zu-

sammenfinden können, ohne andere, friedliebende Kurgäste zu beunruhigen. Oder," setzte er hinzu, „man lasse sich in den Pensionen das Musikmachen, so wie Licht und Wein und Kaffee und Sodawasser, besonders bezahlen; das wäre vielleicht auch ein Schutz dagegen."

Wir kamen aus dem Lachen über seine Entrüstung nicht heraus, aber da zufällig die Musik innehielt, athmeten wir doch alle Drei mit dem Gefühl einer gewissen Befreiung auf.

„Gottlob!" rief Claudine, ohne zu bedenken, welch' ein Zugeständniß sie dem Rath damit machte.

Er wies sie aber darauf hin, und sich zu mir wendend, erinnerte er mich daran, wie ich ja selber in dem „Winter und Sommer am Genfer See" und in der Erzählung „Die Dilettanten" mich über die Unbill des Musikmachens in Gasthöfen und Pensionen schwer beklagt.

„Es ist in der That unbegreiflich," sagte er, „wie man allein für die Musik die Anmaßungen duldet mit welchen Einzelne einer ganzen Gesellschaft ihr je-

weiliges persönliches Belieben an den unpassendsten Orten und zu den ungelegensten Zeiten aufdrängen."

In demselben Augenblicke schlugen ein paar einleitende Accorde an unser Ohr, und mit mächtiger Hand begann man unten die große Chopin'sche Polonaise zu spielen.

„Das ist Fräulein Maidstone," sagte Claudine, „die brünette Amerikanerin —"

„Ein musikalischer Harttraber ist's," fiel ihr Laland in das Wort, „ein Harttraber von der allerschlimmsten Sorte, gegen den die neapolitanischen Drehpianinos noch ein Segen sind, die uns im verwichenen Jahre vor dem Hôtel Tramontano auf dem Corso Vittorio Emanuele in Neapel von früh bis spät umlagerten. Die gingen doch ihres Weges, wenn man einige Soldi daran wendete. Aber diese Virginierin, der man ansieht, daß sie mütterlicherseits vermuthlich von der Guineaküste und aus den Zuckerplantagen stammt — wie bringt man die zum Schweigen? Die hört für zwanzig Franken noch nicht auf!"

Es entstand eine Pause, und ich gab darnach meinem Freunde zu, daß ich seine Meinung insofern theile, als das beliebige Musiziren der Einzelnen in den Sälen der Gasthöfe auch mir als etwas sehr Ungehöriges und Lästiges erscheine, dem man sich jedoch unterwerfen müsse, weil es zu einer Art von Gewohnheitsrecht geworden sei.

„Nur in den Gasthöfen, nicht auch in der Gesellschaft?“ fiel der Professor mir ein. „Und was heißt dies „Müsse“? Welch' ein Vorrecht hat die Musik vor der Dichtung, vor dem gesprochenen Wort? Stellen Sie sich einmal vor, es setzte sich eben in einem solchen allgemeinen Aufenthaltsorte, in dem Gesellschaftssaale eines Gasthofs, ein Deutscher hin und finge an, laut zu seiner Erbauung eine Klopstock'sche Ode zu lesen; darnach käme ein Russe mit seinem Puschkin, ein Engländer läse ebenfalls laut ein Stück des Childe Harold, und ein Franzose unterhielte sich und uns mit Bruchstücken aus Victor Hugo. Welche Gesellschaft würde das nicht als die höchste Anmaßung und Unart von sich ab-

weisen, sich nicht wie unter dem Bann einer Irren- anstalt fühlen?"

„Gewiß," meinte Claudine, „denn die fremden Sprachen versteht man nicht immer. Aber ich habe die Menschen mit meinen slavischen Volksliedern und mit spanischen Romanzen erfreut und gerührt und sie haben sie wieder und wieder zu hören begehrt, auch ohne daß sie die Worte verstanden. Die Musik ist ja bis zu einem bestimmten Grade ein allgemein Verständliches. Sie ist freilich ebenso wie die Sprache etwas den Völkerschaften Eigenthümliches und doch wieder von ihnen Abgelöstes. Sie ist eben die Sprache, die zu jedem Herzen spricht."

„Das ist auch eine von den durch das Gewohn- heitsrecht geheiligten Phrasen, meine schöne Frau! „Zu dem Herzen spricht!" wiederholte Laland mit seinem leichten Spott. „Daß man Sie mit Ent- zücken hörte, ist kein Wunder, denn das Volkslied ist selbstredender als die Instrumentalmusik. Dazu waren sie eine vortreffliche Sängerin und waren jung und schön! Sie haben mich entzückt wie alle

Anderen. Aber sehen Sie sich hier unten im Saale oder in unseren Gesellschaften einmal die Männer und Frauen darauf an, was das zufällig auf das Tapet gebrachte Musiziren, was das Clavierspielen zu ihnen spricht, und wie sie sich zu demjenigen verhalten, was die Musik nach Ihrem Glauben Allen gemeinsam verkünden soll? Besäße man die Fähigkeit, in die Seelen der Zuhörer deutlich hineinzusehen, so bin ich überzeugt, daß man unter den zwanzig oder hundert Personen, die da beisammen sitzen, nicht drei auffinden würde, welche bei dem, was sie gemeinsam hören, das Nämliche fühlen oder denken. Ich habe mir in der Gesellschaft die langen Reihen von Männern und Frauen oftmals darauf angesehen — und in den Concerten wird es nicht viel anders sein — und ich habe mir in diesen letzteren obenein gesagt, wenn die Zuhörer wirklich von den großen Werken eines Beethoven oder Mozart oder Bach so ergriffen würden, wie Unsereiner von einer großen Dichtung, so müßte es ihnen unmöglich sein, zwei große Symphonien und ein paar

große Sonaten dicht hintereinander in sich aufzunehmen. Auch sind mir gegen das Ende solcher Concerte und in Gesellschaften, wenn ich die Gesichter betrachtete, immer die Worte aus dem Alexanderfeste eingefallen:

„Töne sanft, du lydisch Brautlied,
Wieg' ihn ein in süßen Schlummer!"

Sie sitzen in sanftem Träumen da und erwachen erst, wenn es zu dem üblichen Beifallsklatschen kommt."

„Sonderbar genug sind Sie eigentlich eine musikalisch angelegte Natur!" scherzte Claudine, da er die letzten Worte des Haydn'schen Liedes rein und mit guter Stimme sang.

„Vielleicht hat sich meine gesunde Natur eben deshalb gegen die musikalische Tyrannei aufgelehnt, welche man uns so häufig anthut, namentlich mit dem Clavierspielen. Ich halte es mit dem Liede, mit dem gesprochenen Wort, das uns bestimmte Gedanken und Empfindungen giebt, nicht mit der bloßen Anregung zu unbestimmtem Träumen."

„Also Sie glauben nicht an die Melodie, die uns zu Thränen rührt? Nicht an die fortreißende Kraft der Musik, die den Soldaten vorwärts treibt, der Gefahr gegenüber, die selbst auf das Schlachtroß wirkt?“ fragte ich ihn.

„Erkundigen Sie sich bei den Männern, welche die großen Schlachten in unseren Kriegen mitgefochten haben, was sie von der Musik vernommen haben, außer den Signalen der Trommeln und Trompeten. Aber abgesehen von dem Allem, welch' ein Aufwand von Zeit und Kraft wird in unseren Tagen an das Erlernen der Fertigkeit gesetzt, auf welche das gegenwärtige Clavierspiel gegründet ist! Wochen, Monate, halbe Jahre, setzen unsere jungen Mädchen und Frauen daran, eine modische Etüde, oder das Couvre feu, oder den Chanson Slave und was sonst noch, in die Finger zu bekommen; und sie strahlen vor Zufriedenheit, wenn sie es endlich sogar auswendig wissen. Für wirklich musikalische Seelen hat das seinen Werth; aber haben Sie bemerkt, daß in den Hunderten und Aberhunderten, die, ohne musikalisch

beanlagt zu sein, fertig Clavier spielen lernen, irgend etwas seelisch gefördert wird? Und wer von allen diesen Frauenzimmern wendet nur den zehnten Theil der Zeit daran, die klassischen Schriftsteller unseres Volkes sich so zu eigen zu machen, wie ein Mendelssohn'sches Lied ohne Worte, oder ein Musikstück von Schumann? — Und es käme doch für ihre wahre Bildung mehr dabei heraus, es käme doch ein wirklicher Gedanke in sie hinein."

Er hielt inne.

„Muß ich Sie an Ihren Shakespeare mahnen," fragte ich, „an seine Worte:

Who is not moved with rapture on sweet sounds
Is fit for treason, strategem and spoil!
Let him not be trusted!"*)

„Ach," rief er, „was hat Shakespeare denn gewußt von dem Musikmachen, wie es in unserer Zeit betrieben wird, und wie es jetzt in dem Bereich des täglichen Lebens als Beweis und Bedingniß

---

*) Wer nicht bewegt ist von süßen Klängen, ist des Verraths, der Hinterlist und des Betruges fähig. Vertrau' ihm nicht!

einer guten Erziehung angesehen wird, wenn sich daneben auch die größte Unwissenheit und Formlosigkeit breit machen. Werde ich denn nicht „bewegt“ von der Musik?“ scherzte er. „Sie bewegt mich ja so sehr, daß ich morgen auf und davon gehe in irgend eine Wildniß des Gebirges, um ihr zu entfliehen!“

Trotz seines heitern Tones war Laland ernsthaft geworden. „Die Musik verschlingt zu viel Zeit und Kraft bei uns, denn das Handwerksmäßige in ihr zu erlernen, nimmt die ganze Jugend eines Menschen in Anspruch — und das ist zu viel! Das zieht und hält von Besserem ab.“

Es war darüber fast elf Uhr geworden, eine späte Stunde für uns Badegäste. Unten im Saale hatten die Musikfreunde sich endlich genug gethan. Man hörte die Leute auf den Gängen einander Gutenacht wünschen und sich für ein Wiedersehen am Morgen verabreden. Auch unser Freund hatte sich erhoben. Wir fragten, ob er wirklich fortzugehen dächte.

„Ja," sagte er, „und ich kam eigentlich, Sie Beide zum Mitgehen aufzufordern. Ich habe eine Fahrt in's Prätigau vor und denke, wenn das Wetter hell wird, auch in's Engadin zu gehen. Eine kleine Unterbrechung in der Badekur habe ich stets heilsam gefunden und sie mir deshalb immer auch bereitet."

Für mich war kein Wählen, ich war entschlossen, ruhig an demselben Orte zu bleiben, indeß nach allerlei nicht ernst gemeinten und also leicht besiegten Bedenken war Claudine zu dem Unternehmen wieder gern bereit. Sie und Laland beschlossen, am nächsten Mittag sich gemeinsam auf den Weg zu machen, und sie hatten Recht, daß sie gingen; denn es ist viel werth, es sich in späteren Jahren immer wieder darzuthun, daß man sie sich noch bewahrt hat, die Beweglichkeit und Leichtlebigkeit der früheren Zeiten.

Als sie mich verlassen hatten, blieb ich noch allein am Fenster sitzen. Es war einmal ausnahmsweise eine völlig klare, warme Mondnacht. Auf der Höhe, die den Garten einschließt, konnte man die

Bäume einzeln unterscheiden. Unter meinem Fenster duftete von dem großen Beete der Geruch der Reseде und des Heliotrop empor und eine stolze, mächtige Musa wiegte ihre hellbeschienenen breiten Blätter unter dem leisen Hauch der Nacht.

Die Stille war eine wahre Wohlthat. Nur das Rauschen des Wassers hörte man, und hie und da tönte der Schrei eines Käuzchens oder einer Eule aus der Ferne herüber. Es war so schön, die Sterne funkelten so hell, daß man sich den Glauben zurückersehnte, der seine hingegangenen Geliebten da oben über den Wolken sucht . . .

Zehnter Brief.

Erinnert Ihr Euch eines jungen kurländischen Edelmannes, eines Baron Alexander Brinkhof, der mit unseren Brüdern in Königsberg studirte und dann in das russische Militär eintrat? Den habe ich gestern wiedergesehen und einen sehr ausgiebigen Tag mit ihm zugebracht. Er war nur auf der Durchreise hier, hörte, daß mich Jemand mit meinem Namen ansprach, und stellte sich mir darauf vor. Es sind über vierzig Jahre, daß ich ihn zuletzt gesehen. Damals — daß man jetzt immer dies verhängnißvolle Damals sagen muß! — damals war er ein hübscher, frischer Mensch von achtzehn Jahren;

und doch hatte ich keine Mühe, in dem noch schönen schlanken Manne, dem man den straffen Soldaten bei dem ersten Blicke ansieht, die edlen Züge und die treuherzigen blauen Augen des blonden Alexanders wiederzufinden.

Bis vor wenig Monaten ist er im activen Dienst gewesen. Er hat lang im Kaukasus, zuletzt in Moskau kommandirt, und nachdem ihm vor nahezu einem Jahre die Frau gestorben ist, hat er seinen Abschied genommen. Er sucht außerhalb Rußlands nach einem Orte, dessen Klima und gesellschaftliche Verhältnisse ihm zusagen, um sich dort zur Ruhe zu setzen. Ich glaube jedoch, es ist mit dem Zurruhesetzen so ernsthaft nicht gemeint, denn General Brinkhof ist noch die Rüstigkeit selbst und sieht vortrefflich aus. — Es hat mich gefreut, daß er noch mit so warmer Erinnerung des Lebens in unserem Vaterhause gedachte, daß er von unseren Eltern, von der großen Hinterstube, von all' den Dingen und kleinen Erlebnissen zu mir sprach, von denen jetzt nicht mehr Viele als Augenzeugen reden

können. Auch mein späteres Leben hat er verfolgt, während er mir völlig aus den Augen gekommen war. Er hat viel, sehr viel erlebt und es hat ihm an sehr romantischen Erfahrungen nicht gemangelt; also auch an Leiden nicht.

Da er mir erzählte, daß er Wittwer sei, fragte ich ihn, wer seine Frau gewesen.

„Sie war die Tochter eines hochgestellten Civilbeamten aus altrussischer Familie, eine Sergatow. Als ich mich mit ihr verlobte, waren ihre Eltern aber schon seit mehreren Jahren todt. Sie lebte bei einer Tante, war —“

„Natürlich eine junge, schöne und wahrscheinlich auch reiche Erbin!“ fiel ich ihm ein.

„Keines von dem Allen! Sophie Antoniewna war eine hochgewachsene, gute Gestalt, eine edle Natur, aber sie war fünf Jahre älter als ich, ihr Gesicht war unschön zu nennen, und sie war ohne alles Vermögen.“

Ich sah ihn mit Ueberraschung an.

„Also eine Liebesheirath im wahren Sinne des

Wortes und nach Ihrer freien Wahl!" sagte ich. „Denn ich vermuthe, Ihre Eltern würden für Sie eine andere Wahl getroffen haben."

„Nein, eine Liebesheirath war es nicht; und wenn auch eine Heirath nach meiner Wahl, so war die Wahl doch keine freie. Das wußte sie; und daß sie dennoch sich entschloß, die Meine zu werden, das habe ich ihr zu danken gehabt, und ihr bis zu ihrem Tode nicht vergessen."

Er schwieg, ich wußte nicht ob er geneigt sei, mehr davon zu sagen. Wir waren allein auf meinem Balkon und viel Zeit war uns nicht gegönnt, da er heute schon wieder abreisen wollte. Zweifelnd, ob es ihm lieb sei, wenn ich ihm entgegenkomme, oder ob er es nicht wünsche, sagte ich endlich:

„Wie soll ich das verstehen?"

„Sie können es gar nicht verstehen," entgegnete er, „da Sie Rußland nicht kennen und nicht die ganz eigenthümlichen Verhältnisse, unter denen ich gezwungen war, um Sophie zu werben, und glücklich zu sein hatte, daß sie meine Hand nicht ausschlug.

„Ich weiß nicht," fuhr er fort, „ob ich Ihnen in jenen Jugendzeiten von meiner Familie gesprochen und was ich Ihnen von ihr erzählt habe. Also nur so viel, daß meine Mutter, eine Oratschew, Hofdame Ihrer preußischen Königstochter, unserer Kaiserin Maria Feodorowna war, und mein Vater Obrist in den Garden. Er wie meine Mutter genossen die Gunst und das Vertrauen des kaiserlichen Paares in hohem Grade, und diesem Vertrauen hatte ich es zu verdanken, daß ich nicht genöthigt war, meine Erziehung in einer der Kronsanstalten zu machen, sondern, von deutschen und französischen Gouverneuren zu Hause vorbereitet, mit achtzehn Jahren einen Paß für eine zweijährige Studienzeit in Königsberg erhielt, nach welcher ich in den Militärdienst eintrat.

„Frühzeitig in die Garden eingeschrieben, hatte ich gleich zum Anfang eine Reihe von Dienstjahren hinter mir. Die Gunst, deren meine Eltern sich erfreuten, kam auch mir zu Statten, und der Kampf gegen die polnische Revolution hatte in unseren

Regimentern das Avancement befördert. Meine Aussichten waren die allerbesten, aber man traute mir Gesinnungen und Ansichten zu, die unliebsam waren, und der Kaiser hatte meinem Vater verschiedene Male angedeutet, daß sich an mir die Folgen einer ausländischen Erziehung geltend machten und daß er für mich einzustehen habe. Mein Vater hatte entgegnet, ich sei allerdings noch etwas idealistisch und romantisch, aber meiner unbedingten Ergebung in seinen Willen, und mehr noch in den Willen Seiner Majestät, sei er völlig sicher. Als dann der Kaiser wieder einmal die Rede darauf gebracht, und mein Vater die gleiche Versicherung gegeben, hatte der Kaiser gesagt: „Wohl denn, ich will Dir glauben! Wir werden es ja sehen! Ich meine es gut mit Dir und ihm! Du bist mir Bürge für ihn.“

„Die Worte, so unverfänglich sie klangen, hatten meinen Vater, bei der genauen Kenntniß von des Kaisers Wesen und Ausdrucksart, betroffen gemacht.

„Der Kaiser hat etwas mit Alexander vor!" sagte er uns, als er vom Hofe zurückkam; und ohne daß wir etwas Bestimmtes wußten, erhielt ich die Weisung, mich auf einen Wechsel in meiner Stellung, oder sonst auf eine Entscheidung über mich gefaßt zu machen, der ich mich natürlich willenlos zu unterwerfen habe.

„Die Katastrophe ließ nicht lange auf sich warten. Eines Tages, nach einer der großen Paraden, erhielt ich den Befehl, mich in dem Cabinet des Kaisers vorzustellen. Ich wäre leichteren Herzens einer Batterie entgegengegangen, denn vor einer solchen weiß man, was man zu erwarten hat. Als ich nach der Meldung bei dem Kaiser eintrat, ging er, wie das seine Art war, rasch auf mich zu, trat dicht an mich heran, und mich mit dem bannenden Blick seiner mächtigen Augen vom Scheitel bis zur Sohle messend, sagte er:

„Ich habe Deinen Vater zur Rede gestellt über Dich, Alexander Petrowitsch! Dein Obrist hält Dich für einen unruhigen Kopf, Dein Vater nennt

Dich einen romantischen Idealisten. Das kommt vom Ausland, und ich will Dich davon kuriren durch ein Mittel, das Du mir danken wirst. Du wirst Dich verheirathen mit der Frau, die ich Dir ausgesucht — mit der Tochter der Gräfin Werwjew, mit Elisabeth Gregorjewna."

„Wie ein Blitzstrahl fielen die Worte auf mich nieder. Die Gräfin Werwjew war eine der galanten Frauen von Petersburg, der Ruf der Tochter ebenso übel. Der Mutter hatte man galante Abenteuer nachgesagt. Ueber die Verbindungen der Tochter war auch viel gesprochen worden. Der Aufwand, den sie trieb, die Art, in welcher sie auftrat und in welcher man sie trotz der Meinung, die man von ihr hegte, empfing und aufnahm, schienen den Gerüchten Recht zu geben, die über sie im Umlauf waren. Sie war eben erst von einer plötzlich unternommenen längeren Reise in das Ausland heimgekehrt — freilich schöner und stolzer denn je zuvor. Der Gedanke, mich und den Namen meines Vaters zum Deckmantel ihrer Unehre herzugeben, war mir

unerträglich. „Lieber den Tod!" rief es in mir; aber ich war vierundzwanzig Jahre und ich liebte das Leben.

„Des Kaisers Auge lag mit eiserner Strenge über mir.

„Nun?" herrschte er. — Ich durfte mit der Antwort nicht zögern, und wie von einer Eingebung getrieben, sagte ich:

„Ich erkenne die ganze Gnade Eurer Majestät, aber —"

„Es giebt kein Aber! Du kennst meinen Willen!"

„Majestät, ich bin gebunden!"

„Verheirathet — ohne Erlaubniß! Heimlich!"

„Nicht verheirathet, Majestät! Indeß ich habe mein Wort verpfändet, ich bin verlobt."

„Verlobt, mit wem?"

„Mit Sophie Antoniewna Sergatow!" stieß ich hervor.

„Mit Sophie Antoniewna?" wiederholte der Kaiser mit einem Blick, der mich mit seinem Spotte

durchbohren zu wollen schien. „Viel Glück zu der Wahl! Weiß Dein Vater darum?“

„Niemand weiß darum, Majestät!“

„So wirst Du heute in acht Tagen verheirathet sein und die Weisung erhalten, wohin Du Dich mit Deiner Auserwählten zu begeben hast!“

„Der Kaiser wendete sich ab, ich war entlassen. Wie ich aus dem Palast, wie ich auf die Straße gekommen bin, wie ich eben auf diesen Ausweg verfallen war – ich wußte es selber nicht.

„Sophie war von je häufig in unserem Hause gewesen. Ihre Eltern waren die Freunde meiner Eltern. Sophiens Bildung, ihr ernster Sinn hatten sie meiner Mutter frühzeitig werth gemacht. Ich war unter ihren Augen aufgewachsen, und das unschöne, ältere Mädchen war mir mit den fünf Jahren, die es vor mir voraus hatte, bei meiner Lebenslust und Jugend stets wie eine ältere Dame erschienen, für die von einer Heirath die Rede nicht mehr sein konnte. Gerade deshalb aber war ich in der Angst und Pein meines Herzens darauf ver-

fallen, eben sie zu nennen, weil ich mir dachte, sie werde sicher bereit sein, meine Frau zu werden.

„Kaum jedoch saß ich in dem Wagen, in den ich mich geworfen, um zu ihr zu fahren, als ich fühlte, was ich gethan, wie ich mein und meiner Eltern Schicksal auf die gewagteste Karte gesetzt, wie unverantwortlich ich gegen Sophie gehandelt; und aufgeregt bis in das tiefste Innere, warf ich mich ihr zu Füßen, als ich bei ihr eintrat.

„Sophie," stieß ich hervor, „mein Leben, mein und der Meinen Ehre liegen in Ihrer Hand! Sie allein können mich retten."

„Um aller Heiligen willen, was ist geschehen?" rief sie, da sie mir ansehen mußte, wie verstört ich war. „Reden Sie, Alexander, reden Sie, was ist geschehen?"

„Ich erzählte es ihr in fliegender Hast. Bei jedem Worte, das ich sprach, wurden ihre Züge düsterer, ihr Antlitz blässer. Sie hatte mich gleich aufgehoben. Wir standen einander einen Augenblick regungslos gegenüber.

„Ich verstehe," sagte sie darauf tonlos. „Was kam's auf mich an?"

„Sophie! Nicht den strengen Blick, nicht diesen Ton! Haben Sie Erbarmen mit mir! Begreifen Sie —"

„O," sprach sie, „ich begreife es sehr wohl! Sie haben sich gesagt: Lieber Sophie Antoniewna, als Schande oder den Tod! Sie haben sich gedacht, Sophie, das alte, arme, häßliche Mädchen, hat es als ein großes Glück zu erachten, wenn sie die Frau des glänzenden Alexander Petrowitsch wird, dem ja in der Ehe mit ihr gerade ihre Unschönheit und ihr Alter seine Freiheit vor den Augen der Leute als berechtigt erscheinen machen würden. Indeß —"

„Nein, Sophie, nein! Ich rechnete auf die herzliche Zuneigung, die uns von je verbunden, auf Ihre Freundschaft für meine Mutter, für meinen Vater! Ich vertraute darauf, Sie würden auf meine unwandelbare Dankbarkeit, auf meine Ehre bauen. Sie kennen mich, Sophie —"

„Gewiß, und Sie sind mir werth und ich weiß, Ihre Ehre ist Ihnen heilig. Aber, Ehre gegen Ehre! Auch meine Ehre, auch der Name meiner vortrefflichen Eltern ist mir heilig; und was würde man von mir urtheilen, wenn Sie mich so plötzlich vor den Altar führten, um danach aus dem Regiment entlassen und aus Petersburg entfernt zu werden? Würde man nicht glauben müssen, Sie seien durch Ihr Ehrgefühl gezwungen, eine Schande, die ich leichtsinnig mit Ihnen auf mich geladen, vor den Augen der Welt mit Ihrem Namen durch die Ehe zu decken? Muß ich Sie die Welt und unsere Gesellschaft erst kennen lehren, Alexander?"

„Sie haben Recht," sagte ich, mich unter der Wahrheit ihrer Worte beugend, wie der Schuldige unter seinem Urtheil.

„Und," fuhr sie fort, „fühlen Sie nicht, Alexis, was es heißen will für ein Frauenherz, als Nothbehelf, als Rettungsmittel von einem Manne zum Weibe genommen zu werden, den man seit frühester Jugend wie einen jüngeren Bruder werth gehalten,

von dem man sich Freundschaft und mindestens doch Achtung erworben zu haben glaubte?"

„Sie haben Recht!" wiederholte ich. „Verzeihen Sie mir und — leben Sie wohl!"

„Ich wendete mich ab und schritt der Thüre zu. Ihre Abweisung war verdient und gerecht, ihre Einwendungen unwiderleglich. Ich hatte keinen Ausweg.

Als ich schon die Thürklinke in der Hand hielt, rief sie mich an:

„Wohin wollen Sie?"

„Können Sie das fragen?" entgegnete ich.

„Keine neue Uebereilung! Kein Gewaltstreich! Was wollen Sie thun?"

Sie war an mich herangetreten.

„Das Einzige, was mir zu thun übrig bleibt, meinen Vater vor des Kaisers Zorn, mich vor Entehrung zu bewahren!" gab ich ihr zurück. Und ich hatte in Wahrheit keine Wahl.

Sie ergriff meine Hand und hielt sie in der ihren fest. Ihr Gesicht war bleich, ihre Lippen bebten. Ich sah, sie kämpfte einen schweren Kampf

mit sich. Sie wollte sprechen und vermochte es nicht. Endlich richtete sie sich auf, und mit einer Stimme, die mir bis in das Herz drang, sprach sie:

„Nein, das soll nicht sein!“ Und wieder stockte sie, bis sie endlich die Worte hervorbrachte: „Ich will mit Ihnen gehen, Alexis, gleich jetzt! Zu Ihren Eltern! Machen Sie Ihr Leben an Ehren reich, daß ich es nicht beklagen muß, Ihrer Erhaltung meine Ehre geopfert zu haben. Und machen Sie mich nicht so unglücklich, als ich es zu werden fürchte an der Seite eines jungen Mannes, der mich —“ Sie brach ab und sagte unter hervorstürzenden Thränen: „Machen Sie mich nicht unglücklich, Alexander! Diese Stunde, dieser Entschluß — Aber kommen Sie! — Ich erhalte Sie Ihrer Mutter!“

Ich bedeckte ihre Hände mit meinen Küssen. Sie wies mich von sich ab, und schellte nach ihrer Dienerin.

„Meinen Hut und Shawl!“ gebot sie. Als sie sich damit bekleidet hatte, gab sie mir den Arm. „Kommen Sie!“ sprach sie.

„Ein Wort noch!“ rief ich. „Sie, Sophie, sollen mich einen Ehrlosen nennen dürfen, wenn ich je aufhören könnte, Ihnen diese Stunde zu vergessen, wenn ich Ihnen das Leben, das Sie mir erhalten, nicht in voller Hingebung danke, wenn ich Sie nicht so glücklich mache, als es in meiner Macht steht, wenn von jetzt ab Ihr Glück mir nicht höher als das meine gilt!“

„Ich will es glauben,“ sagte sie, „will vertrauen! Kommen Sie!“ und damit brachen wir auf.

Der General machte eine Pause. Ich hatte mit Erschütterung zugehört.

„Und wie nahmen Ihre Eltern die schwere Kunde auf?“ fragte ich, da er in Rückerinnern versunken dasaß.

„Sie werden es sich denken können!“ versetzte er. „Sie umarmten, sie segneten Sophie, denn ohne ihre Großmuth wäre mir in der That nichts übrig geblieben, als mir eine Kugel durch den Kopf zu jagen, da Flucht unter den Augen und unter den Verhältnissen meines Vaters eine Unmöglichkeit war,

wenn ich ihn nicht preisgeben wollte. Aber freilich hatten meine Eltern auf die Zukunft zu verzichten, die sie sich für mich erhofft; und wer thut das ohne Schmerz? Beide, mein Vater wie meine Mutter, wußten es, daß Sophie keine von den Frauen war, welche schließlich in diesem außerordentlichen Ereigniß eine günstige Gelegenheit erblicken konnten, sich an den Mann zu bringen. Sie wußten Beide, was es Sophie gekostet haben mußte; indeß während mein Vater damit beschäftigt war, wie er sich vor der Ungnade des Kaisers aufrecht zu erhalten und mich möglichst zu decken habe, dachte das weibliche Empfinden meiner Mutter an Sophiens Ruf und Namen; und rasch entschlossen wie Jeder, der dem Zuge seines Herzens folgt, befahl sie, anspannen zu lassen.

„Wo willst Du hin?“ fragte der Vater.

„Zur Kaiserin!“

„Zur Kaiserin? Zu welchem Ende?“

„Aufschub der Hochzeit um ein paar Wochen zu erbitten!“

Ich lehnte mich dagegen auf, doch mein Vater war anderer Ansicht. Er stimmte meiner Mutter bei. Er war auch der Ansicht, daß man es dem Ruf Sophiens, meiner künftigen Frau, schuldig sei, die Heirath in das gewohnte Geleise zu bringen, und so tapferen Sinnes er auch war, mochte er es doch auch als eine Erleichterung betrachten, wenn eine Audienz meiner Mutter bei der Kaiserin seiner ersten Begegnung mit dem Kaiser vorausging.

„Meine Mutter hatte von den Zeiten her, in welchen sie im Dienste der Kaiserin gestanden, den freien Zutritt zu ihr behalten und besaß, wie ich schon gesagt, die Freundschaft und das Vertrauen beider Majestäten, die sie besonders um ihrer Wahrhaftigkeit willen schätzten. In diesem Falle war nur leider mit der Wahrheit nichts zu machen. Sie ließ sich melden und ward angenommen.

„Die Kaiserin empfing sie gnädig wie immer. Da sie selber eine überaus zärtliche Mutter war, fragte sie bald meine Mutter auch nach mir. Das hatte dieselbe erhofft; und ohne zu berühren, was

vorhergegangen war, theilte sie der Kaiserin mit, wie ich mich ohne das Vorwissen meiner Eltern mit Sophie Antoniewna verlobt, wie dies zur Sprache gekommen, als ich dienstlich zum Kaiser beschieden worden sei. Sie berichtete, wie der Kaiser, erzürnt über meine Selbstwilligkeit, mir befohlen habe, da ich allein nach meinem Kopf und gegen das Gesetz gehandelt, mich nun auch sofort in acht Tagen trauen zu lassen, wonach er mir den Ort anweisen werde, an dem ich zu leben hätte — was die Entlassung aus den Garden in sich schloß.

„Es bedurfte nur weniger Worte, die Kaiserin zu der Einsicht in unsere Lage zu bringen, obschon man auch vor ihr den Verdacht bestehen lassen mußte, daß ich genöthigt sei, die Folgen meines unerlaubten Verhältnisses mit Sophien durch die Ehe zu heiligen.

„Ich verstehe!“ hatte die Kaiserin gesagt, „Du bist gekommen, mich zu bitten, daß ich einen gemessenen Aufschub der Heirath von dem Kaiser erwirke, daß ich Fürbitte einlege gegen die Entlassung

des Leichtsinnigen aus den Garden. Verdient hat er sie, denn wie durfte er daran denken, sich zu verheirathen ohne die Erlaubniß seines Chefs, ohne seiner Eltern Einwilligung? Ich will sehen, was ich vermag. Aber ich habe dem Kaiser gegenüber keine Hoffnung, da es sich um eine Pflichtverletzung handelt.

„In dem Augenblicke hörte man Schritte in dem Vorzimmer. Der Dienstthuende trat meldend voran, die Kaiserin erhob sich, der Kaiser stand vor meiner Mutter.

„Sie warf sich ihm zu Füßen; er befahl ihr aufzustehen, und hieß sie sich entfernen. Die Majestät bat ihn, meine Mutter nur anzuhören, aber dies Nachsicht fordernde Wort der Kaiserin blieb ohne Wirkung.

„Da rief meine Mutter in ihrem Schmerze:

„Denken Ihre Majestät an die Stunde, in welcher man hier in den Zimmern Ihrer Majestät mir für den Gang zur Trauung die Krone Ihrer Majestät der Kaiserin auf das Haar setzte? Da-

mals ließ die Majestät Sie rufen, Ihnen mein aufgelöstes Haar zu zeigen. „Anastasia Stepanowna,“ geruhten Sie damals zu sagen, „Dein Haar ist schön und Du warst eine treue Dienerin Ihrer Majestät. Mahne mich daran, wenn Du einmal in Noth gerathen solltest. Dein schönes Haar soll nicht in Gram erbleichen, wenn ich's hindern kann.“ Noch ist es dunkel, das Haar, das sie einst bewunderten. Seien Sie gnädig, Majestät! Haben Sie Erbarmen mit einem Mutterherzen, mit meinem Manne, Ihrem treuen Diener, mit dem Leichtsinn eines Jünglings!

Ich unterbrach den General, denn ich verstand den Vorgang nicht, und bat ihn, mir zu erklären, weshalb seiner Mutter eine Krone der Kaiserin aufgesetzt worden sei.

„Es war Sitte,“ sagte er, „daß die Hofdamen der Kaiserin an ihrem Hochzeitstage in den Gemächern der Majestät frisirt und geschmückt wurden, und für den Gang zum Altar ward ihnen die Ehre zu Theil, eine kaiserliche Krone tragen zu dürfen. Indeß weder die Mahnung meiner Mutter, noch

die Fürbitte der Kaiserin änderten das über mich verhängte Urtheil.

„Steh' auf!“ sagte der Kaiser. „Ich beklage Dich und Deinen Mann; aber weshalb ließet Ihr ihn im Auslande studiren! Was bestimmt ist, bleibt bestehen. Er heirathet an dem festgesetzten Tage und geht zur Armee ab in den Kaukasus. Seine Frau begleitet ihn bis Tiflis. Dort bleibt sie und erwartet ihn bis nach Beendigung des Krieges.“

„Und so geschah es?“ fiel ich ihm ein.

„Ja, so geschah es,“ sagte er und schwieg darnach.

Auch mich hatte die Erzählung tief erschüttert, denn es gehörte nicht eben viel Einbildungskraft dazu, sich in die Lage der beiden Verlobten, in den Seelenzustand Sophiens hineinzuversetzen, deren Ruf in der Gesellschaft verloren war, die sich daneben noch dem Spott ausgesetzt sah, weil der Verdacht über ihr hing, daß sie durch ein unwürdiges Spiel den so viel jüngeren Mann an sich gezogen und ihn dahin gebracht habe, sie zur Frau nehmen zu

müssen, während ihm die glänzendsten Heirathen mit jungen, schönen Mädchen zu Gebote gestanden hatten.

„Das war ein großes Opfer!“ sagte ich.

„Ein großes Opfer!“ wiederholte der General. „Und meine Eltern und ich sahen, wie Sophie es mit jeder Stunde, welche uns unserer Verbindung näher brachte, schwerer zu finden schien!“ Dann schwieg er eine Weile und sprach darnach: „Die Zustände, welche wir damals durchlebten, denkt man kaum richtig nach. Mehr als einmal habe ich in jenen acht Tagen die Pistole in der Hand gehabt, um an mir selber die Vermessenheit meines Handelns zu rächen und all' meiner Noth ein Ende zu machen. Aber ich durfte nicht den Glauben aufkommen lassen, daß der Tod mir erträglicher scheine als eine Ehe mit Sophien, ich durfte sie und meine Eltern nicht noch unglücklicher machen, als sie ohnehin durch mich geworden waren. Ich durfte durch meinen Tod das Uebel nicht noch größer machen. Ich hatte das Leben zu nehmen, wie es vor mir lag, daraus

zu machen, was mir möglich war; und das habe ich gethan.

„Meine Frau hat es nicht zu bereuen gehabt, daß sie sich mit mir verbunden, meine Eltern sind in Ehren, und zufrieden mit mir, gestorben, und des Kaisers Gnade hat sich mir wieder zugewendet. Ich habe Glück gehabt und bin jetzt frei — aber freilich auch allein!

„Sonderbar," hub er dann wieder an, „wie die Erinnerung über uns mächtig ist! Ich begreife es kaum, wie ich darauf gekommen bin, Ihnen so viel von mir zu sprechen und Ihnen namentlich jene Schicksale mitzutheilen. So lange meine Frau gelebt hat, ist nur einmal, in einer schweren, entscheidenden Stunde, ein Wort davon zu einer dritten Person über meine Lippen gekommen. Ich schuldete meiner Frau dies Schweigen, wie jenes Sprechen. Ich hatte meine Jugend längst in mir begraben. Als ich Sie aber heute so unerwartet wiedersah, thaute die ganze Vergangenheit in mir auf, und die Fluth der Erinnerung riß mich über die Schranken

hinaus, in welche man sie und sich einzudämmen hat. Verzeihen Sie es mir!"

„Im Gegentheil, General, ich habe es Ihnen zu danken und danke es Ihnen; und doch möchte ich noch eine weitere Frage an Sie richten," sagte ich. „Wie Sie Ihr Leben genutzt, die Anerkennung des Kaisers gewonnen haben, das beweist Ihr Rang, wie die lange Reihe der Ehrentitel, welche auf Ihrer mir gesendeten Karte unter Ihrem Namen stehen. Aber haben Sie auch Zufriedenheit in Ihrer Ehe gefunden? Haben Sie Kinder gehabt und leben Ihnen Kinder?"

„Fünf Jahre nach unserer Verheirathung wurden uns Zwillingssöhne geboren. Der Eine starb nach wenig Monaten; der Andere, der unser Glück und Stolz geworden war, ist vor Plewna gefallen. Der Schmerz um seinen Verlust hat seiner Mutter Tod beschleunigt. Ich bin ganz allein!" Er seufzte und fuhr sich mit der Hand über die hohe, klare Stirn.

„Und wie lange währte es, bis Sie heimkehrten

aus dem ersten Feldzug? Wie lange hatte Ihre Frau Sie in Tiflis zu erwarten?"

Der General gab mir die Antwort nicht sogleich.

„Meine Frau," sagte er darnach, „hatte mit dem nie irrenden Adel des Gefühls, der sie mir durch ihr ganzes Leben verehrungswürdig gemacht hat, über unsere nächste Zukunft entschieden, als wir nach unserer Trauung zuerst allein im Reisewagen bei einander waren.

„Ich trage jetzt Deinen Namen," sagte sie, „und bin vor den Augen der Leute Deine Frau; indeß das ändert nichts in unserem Verhältniß zu einander. Ich habe Dir und dem Glück der Deinen meinen Ruf geopfert. Mein Selbstgefühl und Deine Achtung muß ich mir bewahren, denn sonst kann ich mein Schicksal nicht ertragen. Du hältst Dich mir zu Dank verpflichtet, aber Du liebst mich nicht, und freiwillig hättest Du mich niemals gewählt, sowie ich mich freiwillig niemals zu einer Heirath mit einem so viel jüngeren Mann entschlossen haben

würde. Glaube nicht, daß ich Liebe von Dir begehre, aber erhebe auch Du nicht die Ansprüche an mich, welche nur die Liebe gewähren kann. Laß mich es nicht empfinden, daß Du Rechte an mich hast, weil ich Deinen Namen trage. Ich würde daran zu Grunde gehen. Ich will mich in meinen und in Deinen Augen nicht entehren!"

„Dabei blieb es lange.

„Die Kunde von unserer unerwarteten, plötzlichen Vermählung war uns nach Tiflis auf dem Fuße gefolgt. Wir, meine Frau besonders, wurden mit übelwollender Neugier empfangen, und ich mußte in's Feld, mußte sie allein ihrem Schicksal unter Fremden überlassen. Indeß wir wurden früher vereinigt, als es vorauszusehen gewesen war. Ich hatte mich in der ersten wirklichen Schlacht, in welcher wir Schamyl selber vor uns hatten, ausgezeichnet, wie man es zu nennen beliebt; das heißt, ich war im Ueberdruß an mir selber, vorwärts gegangen und schwer in der Hüfte verwundet liegen geblieben. Als meine Frau die Nachricht davon er-

hielt, erbat und erwirkte sie die Erlaubniß, sich einer Transportkolonne anzuschließen, um mich pflegen zu können. Es war mitten im Winter, die Kälte furchtbar, das Land, das sie zu passiren hatten, im Aufstand, der Uebergang über das Gebirge voller Gefahren. Sie schreckte nicht davor zurück. Ich hatte ihr zum zweiten Male meine Rettung zu verdanken. Wir kamen unter ihrer Vorsorge glücklich nach Tiflis heim, aber die Kälte hatte den Zustand meiner Wunde verschlimmert, mir drohte es lahm zu bleiben. Nur von den Bädern von Teplitz oder Baden versprach man sich Abwendung des Unheils, und nachdem ich auf ausdrückliche Empfehlung des Fürsten Woronzoff vom Kaiser dekorirt und von dem Fürsten selbst ein Paß in's Ausland für mich erbeten worden war, erhielten wir denselben. Wir blieben nahezu ein Jahr von Rußland fern, ehe ich genesen und brauchbar für den Dienst in mein Regiment zurückkehren konnte und ehe unser Leben sozusagen auch in Reih' und Glied des Herkommens eintrat!"

Der General machte eine Pause. Das Lebensbild, das er vor mir entrollte, beschäftigte mich lebhaft, und ich sprach ihm das aus.

„Ja,“ sagte er, „nun liegt das Alles lange hinter mir mit seinem Wollen, Wünschen, Hoffen, Kämpfen. Aber wer geht durch das Leben ohne Kampf gegen die Welt und gegen sich selbst? Man hat von Glück zu sagen, wenn man ihn bestanden hat und mit leidlich gutem Gewissen daraus hervorgegangen ist. Was noch vor mir liegen kann“ —

Er brach ab.

„Nun?“ fragte ich.

„Sie waren nie in unseren Steppen?“ sagte er. „Große, mit Gras bewachsene, abwechslungslose Ebenen, auf denen das Auge ruhig weilt, ohne ermessen zu können, wie kurz oder wie lang der Raum ist, der sich vor uns ausdehnt. Zu Zeiten können sie schön genug sein, unsere Steppen, mit buntestem Schimmer von unzähligen Blumen bedeckt. Man sieht das mit Wohlgefallen. Aber man pflückt sie im Alter nicht mehr. Man ist bequem geworden,

mag sich nicht darnach bücken, und thut man's doch einmal und hat einen Strauß beisammen — wem soll man ihn noch geben?"

„Immer mir," scherzte ich, „wenn ich dabei bin, und wo nicht, irgend einer andern alten Freundin, wenn sich gerade keine Jugend dazu findet, denn die Freude an Blumen ist eine von denen, die uns am längsten bleibt."

„Wie deutlich," rief er, „sehe ich noch Ihre kleine Stube in Ihrem Vaterhause, mit dem Epheuspalier, mit der Campanula, die Ihr Fenster umrankte, und den feuerrothen Kaktus auf dem Nähtisch!"

„Ja, so war es," entgegnete ich ihm gerührt, „und es war doch gute Zeit, da wir noch Alle den Traum der Jugend träumten und so wenig von der Wirklichkeit des Lebens wußten. Zum Glück sind unsere Ideale nicht zerronnen, und wir tragen sie mehr oder weniger lebhaft doch noch im Herzen."

Wir brachen damit ab und sprachen von seinen Planen.

„Ich will für einige Tage an den Genfer See gehen, mich umzusehen nach dem Orte, der mir für einen Herbstaufenthalt passen könnte; und mich während desselben danach umthun, ob ich mir nicht vielleicht eben an seinen freundlichen Ufern später eine neue Heimath schaffen kann," sagte er. „Hätte ich Hoffnung, Sie noch hier zu treffen, so käme ich bald zurück, denn es ist ein köstlich Ding, um das Wiedersehen Derer, die mit uns jung gewesen —"

„Und innerlich nicht alt geworden sind!" setzte ich hinzu. „Denn ohne diese Voraussetzung ist das Vergnügen nicht eben groß! Aber wir haben ja noch Jugend genug in uns für Leid und Freud' und Mitgefühl für Anderer Leid und Freud'."

Wir gaben einander die Hände.

„Also ohne Abschied und auf Wiedersehen," sagte er, und wir schieden heiter.

Elfter Brief.

Es kann fast Jeder von seinem Leben sagen: „Die Geister, die ich bannte, werd' ich nicht mehr los!“ Ihr werdet das auch erfahren haben.

Heute hatte ich mich hingesetzt, um zu versuchen, ob ich nicht an die Arbeit kommen könne, da geht mir ein Brief von einem mir fremden Mädchen zu, das Jura studirt hat, das sich nebst ihrer Mutter in einer schwierigen Lage befindet, in einem Rechtsstreit, in welchem sie sich und ihre Mutter selbst vertreten zu können glaubt, während die Gesetze des Landes ihr dies unmöglich machen. Sie möchte daß ich ihr beistehe, ihr rathe, da ich ja immer für

„die Frauen und ihre Selbstständigkeit“ Theilnahme gezeigt hätte.

Natürlich kann ich ihr weder helfen noch rathen, da ich die Angelegenheit nicht klar übersehe und von je der Meinung gewesen bin, daß von wirklicher Betheiligung der Frauen im Bereich jeder Wissenschaft erst dann die Rede sein könne, wenn ihnen vorher die ganze Bildung zu Theil geworden ist, welche dem Manne das Gymnasium gewährt. Aber es muthet mich immer sonderbar an, wenn ich von der „Frauenfrage“ reden höre, wo es sich einfach um ein Menschenrecht handelt.

Es ist wirklich als müßte und sollte ich immer auf diese Erörterungen hingewiesen werden, auch wenn ich am wenigsten an sie denke; als sollte ich von Zeit zu Zeit immer wieder dazu veranlaßt werden, dasjenige schriftlich und mündlich zu wiederholen, was ich in den „Osterbriefen für die Frauen“, in den Briefen „Für und wider die Frauen“ in meiner Lebensgeschichte und wo immer sich der Anlaß dazu bot, bereits ausgesprochen habe. Mir

fällt dann immer ein, was vor Jahren und Jahren Bettina von Arnim einmal gegen mich äußerte.

„Ich glaube,“ sagte sie im Jahre achtzehnhundertachtundvierzig einmal zu Stahr und mir: „Gott gibt jedem Menschen bei seiner Geburt einen Faden in die Hand, und den muß er spinnen und weiter spinnen bis an sein Lebensende. Mir hat er den Faden der Polenbefreiung in die Hand gelegt, und wenn ich ihn mitunter einmal habe liegen oder fallen lassen, so hat sich immer gleich wieder Einer gefunden, der mir gesagt: „Da, Du, komm' her, da hast Du Deinen Faden, mach' Dich an die Arbeit!“

Mir muß wohl die Theilnahme an der Förderung der Frauen zuerkannt worden sein, denn die hat mir am Herzen gelegen von früher Jugend an. Ich war noch sehr jung, im Vaterhause lebend und beschäftigt, und weit entfernt davon, an eine literarische Thätigkeit für mich zu denken, als ich — durch Vermittelung meines Bruders — in einem Provinzialarchiv anonyme Briefe über die damals sehr schlechte Lage der weiblichen Dienstboten in meiner

Vaterstadt und über die schlechte Erziehung der kleinen Mädchen drucken ließ. Das wird nahezu fünfzig Jahre her sein, und die freie Bethätigung ihrer Kräfte ist seitdem für die Frauen aller Stände sehr viel leichter und der Spielraum für dieselben sehr erweitert worden. Die Nothwendigkeit, dieser beste Bahnbrecher, hat vorwärts geholfen und wird weiter helfen, sofern die Frauen es sich klar machen, daß sie keine Vorrechte vor den Männern zu verlangen haben, daß ihnen durchaus keine Begünstigung, keine Erleichterung zu Theil werden darf, und daß das Unrecht, welches an ihrer Entwicklung in der Vergangenheit gethan worden ist, zwar nicht fortbestehen, für sie aber auch nicht in ein Vorrecht verwandelt werden darf. Es treten aber solche unberechtigte Ansprüche fast überall auf, wo es sich um die endliche Anerkennung vorenthaltener Rechte, um Emanzipationen handelt. Dies vorausgeschickt und vorausgesetzt, liegt theoretisch, wie mich dünkt, die Sache so einfach, daß man sie wie in einem Frage- und Antwortspiel abthun könnte. Also:

Erste Frage: Steht es in den Kulturländern jedem Menschen frei, dasjenige zu erlernen, was zu erlernen er den Wunsch hat und wofür er das Lehrgeld zu bezahlen im Stande ist, wo solches gefordert wird?

Ich glaube, das wird überall mit Ja! beantwortet werden müssen.

Zweite Frage: Hat der Staat das Recht, diejenigen Anstalten, welche er oder die Stadtverwaltungen und Gemeinden für die Bildungsmöglichkeit der Allgemeinheit der Staatsangehörigen, gegen Bezahlung oder unentgeltlich errichtet haben, einzelnen Personen oder ganzen Gruppen von Personen zu verschließen, wenn diesen die Befähigung, sie mit Vortheil für sich nutzbar zu machen, nicht abgesprochen werden kann?

Mich dünkt, das dürfte nicht der Fall sein.

Dritte Frage: Kann Jeder, der es durch Zeugnisse erhärten kann, daß er die vom Staate für die Erlernung der Wissenschaften, der Künste und so weiter vorgeschriebenen Lehrkurse und Studien ge-

wissenhaft durchgemacht hat, die Forderung stellen, gegen Bezahlung der vom Staate festgesetzten Summe von den dafür angeordneten Prüfungskommissionen darauf geprüft zu werden, ob er den gestellten Anforderungen für den bestimmten Zweck entspricht?

Ich zweifle, daß einem Menschen diese Forderung von Rechtswegen verweigert werden könnte.

Vierte Frage: Kann jeder unbescholtene Mensch, der Zeugnisse dafür beibringt, daß er in dem Fache, welches er sich ausgewählt, die vorgeschriebenen Prüfungen gut bestanden hat, dasjenige zu seinem und seiner Mitmenschen Nutzen ausüben, was er erlernt hat, sofern seine Mitmenschen seinen Dienst und Rath in Anspruch nehmen wollen?

Auch das werden die Männer für sich unbedenklich als ein Selbstverständliches fordern.

Es bleibt also nur die letzte, bescheidene Frage übrig: Sind die Frauen nicht auch Menschen? Nicht auch Staatsangehörige? Nicht auch Steuerzahler wie die Männer?

Die Frauen in Staatsämtern, in Gemeinde-

ämtern nicht anzustellen, bleibt damit immer noch in des Staates Hand. Er kann sie von den Aemtern zurückhalten, wie er die ihm nicht zusagenden Männer nicht in seine besoldeten Dienste aufnimmt. Den Frauen aber die Bildungsmöglichkeiten zu verweigern, die man den Männern gewährt, die Frauen von der Ausübung von Berufsthätigkeiten auszuschließen, die den Männern frei nach ihrem Ermessen und Belieben zugestanden werden, das ist eine Kränkung ihres Menschenrechtes durch die Gewalt des Stärkeren, und es ist drollig, hinter welchen Vorwänden sie sich verbirgt.

Bald ist es die Geringschätzung der weiblichen Geistesgaben und der Hinweis auf unser kleineres Gehirn — bald der alte germanische Kultus der Frauen, der das Weib nicht hinabgezogen sehen will in das Getreibe des Lebens: obschon diese germanische Verehrung der Frauen es nicht gehindert hat, daß der edelste der Ritter der königlichen Chriemhild „durchgebläuet den königlichen Leib!“ Und zuletzt ist es am Ende nichts als die Scheu vor der weib-

lichen „Konkurrenz“, und diese auf das geringste Maß zurückzuführen, haben die Männer ja sehr in ihrer Hand.

Ich kann es den Gegnern der Frauenemanzipation zu ihrer Beruhigung nach meiner tiefsten Ueberzeugung nur immer wiederholen, daß unter Hunderten von Mädchen nicht fünfe sein werden, welche nicht von Herzen bereit wären, an der Hand und in den Armen eines geliebten Mannes in seinem Hause und auf seine Kosten den Beruf zu erfüllen, welcher für sie der einzig natürliche, welcher der Zweck ihres Daseins, ihre eigentliche Daseinsberechtigung sein soll; während man für den Mann doch noch einen andern Lebenszweck gelten läßt, außer dem, der Gatte seiner Frau und der Vater seiner Kinder zu sein.

Man versucht so Vieles! Warum versucht man es nicht, die immerhin beschränkte Zahl der Frauen ihren Willen haben zu lassen, die sich in den Wissenschaften betheiligen wollen und sie als Aerzte oder Lehrer, oder wie sie es sonst gut be-

finden mögen, ihre Kenntnisse verwerthen zu lassen? Ein gelehrtes Buch zu schreiben, wird Niemand einer Frau verwehren. Das, was sie weiß oder zu wissen glaubt, vom Katheder herab auszusprechen, versagt ihr der Staat und die Körperschaft, der sie sich eingereiht sehen möchte. Man sollte ihnen doch wenigstens die Möglichkeit und Freiheit vergönnen, ihre Unfähigkeit persönlich zu erweisen. Es würde sie das ganz gewiß wirksamer bekehren und in die Schranken zurückführen, in denen sie sich jetzt durch den Willen der Männer mit Unrecht zurückgehalten glauben.

Indeß die Mitbewerberschaft der Frauen muß entweder doch gefährlicher sein, als ich es ermesse, oder man mag keine Ausnahmefälle zugeben zu Gunsten der wenigen unweiblichen Wesen, die durchaus nicht heirathen wollen; oder zu Gunsten jener Tausende, die Niemand zu heirathen für gut befindet, und die denn doch schließlich auch leben und von ihrem Leben, je nach ihrer Fähigkeit und ihrem Bedürfen, etwas haben wollen! Ich mag hier gar

nicht weiter auf die vielfache Noth, auf all' das vergebliche Ringen der Frauen aus den sogenannten gebildeten Ständen eingehen, das ich vor Augen gehabt habe und noch oft genug habe. Und an den Untergrund des weiblichen Elends, auf dem sich unsere an der Oberfläche so glatte, lächelnde, ihr Leben in Lust genießende Gesellschaft hinzieht, darf man nicht erst denken. Davon darf man nicht sprechen!

Wenn man's nur vergessen dürfte und könnte.

Zwölfter Brief.

Wie rasch man sich aneinander gewöhnen kann, wenn man einen Zusammenhang mit einander hat, das habe ich in den acht Tagen wahrgenommen, während deren Claudine verreist gewesen ist.

Heute in der Frühe ist sie heimgekehrt, frisch und leuchtend wie das schöne Wetter, das sich plötzlich in der Stunde ihrer Rückkehr über uns aufgethan hat, als hätte sie es von den Bergen mitgebracht. Der helle funkelnde Himmel und ihre braunen, lächelnden Augen haben mich ganz vergnügt gemacht nach den Betrachtungen, die sich mir während der letzten Tage wieder aufgedrängt hatten.

Ich sprach ihr flüchtig von dem Gesuch der weiblichen Juristin und kam dabei eben auf mein altes Thema zurück. Sie nahm auf ihre leichtlebige Weise daran Theil.

„Ach!“ rief sie,

„Es ist eine alte Geschichte,
Doch bleibt sie immer neu!
Und wem sie just passiret,
Dem bricht sie das Herz entzwei!

„Die Männer betrachten sich nun einmal wie die Majoratsherren der Schöpfung, weil unser lieber Herrgott sie zuerst geschaffen hat. Ihnen kommt, nach ihrer Ansicht, hienieden alle Freiheit, alles Wünschenswerthe und Bequeme von Rechtswegen zu. Wir, die Nachgeschaffenen, haben als gehorsame Dienerinnen zu thun, was sie von uns gethan sehen wollen, und ihnen daneben die Politik der freien Hand zu lassen. Wir haben uns mit dem Leben abzufinden und niemals nach Demjenigen zu verlangen, was sie für sich behalten wollen! Und wenn sie gar davon reden, daß Dies oder Jenes über die Kraft der Frauen oder gegen die Weiblichkeit sei,

so ist's zum Lachen! Was heißt da Kraft? In Helgoland habe ich die zarten blonden Frauen Holz- und Torflasten die zweihundert Stufen hohe Treppe vom Ufer nach dem Falm hinauftragen sehen. In Sorrent trugen sie Bausteine hinauf bis in die dritten Stockwerke der Neubauten auf steilen Leitern! Ballettänzerinnen, Thierbändigerinnen, Kunstreiterinnen dürfen sie werden. Dazu sind sie nicht zu schwach, und das Alles beeinträchtigt die Weiblichkeit auch nicht. An Luftballons auf eisernen Stangen angebunden, mit den Ballons in die Luft steigen, wie ich das im Anfang des zweiten Kaiserreichs einmal zufällig mit angesehen, das dürfen sie auch; und dazu klatschten die rohen Massen Beifall, während der Kaiser lächelnd an dem Worte festhielt: „Il faut abrutir le peuple pour le bien gouverner!“ Nur friedliche Wissenschaften auszuüben, fehlt ihnen die Kraft, und das schickt sich nicht für sie. Das karge Brod der Gelehrten könnte man ihnen doch gönnen. Aber im Studirzimmer sehen sie nicht so hübsch aus, als im Ballet oder in dem Cirkus! Da man sie an

der Nähmaschine und dem Plätttisch, in den englischen und russischen Kinderstuben als Bonnen ungehindert hinsiechen läßt, sollte man es ihnen doch vergönnen, das auch als Doctoren und als was sie wollten, zu thun, was ja geschehen wird, wenn sie dazu nicht taugen."

Ich machte Claudine darauf aufmerksam, daß ein wirklich gelehrter Mann jetzt, zur Ehre Deutschlands, kein karges Brod mehr habe, und setzte dann hinzu:

„Uebrigens mahnen Sie mich mit dem Ausspruch an Bettina, an die ich neulich schon erinnert worden bin. Als in den Zeiten, in denen die Juden noch nicht gleichgestellt worden waren, der damals junge jüdische Dr. jr. Heinrich Bernhard Oppenheim sich in meinem Beisein gegen sie darüber beschwerte, daß den Juden das Lesen an den Universitäten versagt werde, rief sie in Entrüstung aus: „Was, nicht einmal verhungern dürfen die Juden in Deutschland?" — Den Versuch, ob sie verhungern würden, sollte man, so meine ich, auch die Frauen doch machen lassen?"

„Das Merkwürdigste ist," fiel mir Claudine mit ihrer gewohnten Munterkeit ein, „daß sich darin alle Männer gleich sind: die leichtfertigen wie die ernsthaften. Hat doch selbst unser Freund, der Rath, sich leidenschaftlich gegen die Frauen ereifert, als er neulich im Post- und Telegraphenamte Frauenzimmer beschäftigt fand, und natürlich hat er dazu das Kapitel von unserer dem Manne nicht ebenbürtigen weiblichen Erhabenheit gepredigt, wie sie Alle. Sie sind zu komisch, wenn sie sich mit dieser Weltweisheit uns gegenüber auf das hohe Pferd setzen, wie — wie die komische Person im Cirkus; daß heißt rückwärts, so daß sie nicht sehen, was auf der andern Seite dicht vor ihnen liegt. Als ob Unsereiner Jedem, der ihm gefällt — und welch' hübscher Mann gefällt den meisten jungen Mädchen nicht? — als ob Unsereiner den Mann nur gleich bei der Hand nehmen und sagen könnte: Ich finde Sie sehr annehmbar und werde Sie heirathen, um meinen einzig natürlichen Beruf zu erfüllen, indem ich Ihnen meine Gattinliebe beweise und mich dafür von Ihnen

ernähren lasse. Als ob wir, wie Philine es sich wünscht, die Kinder nur so von den Bäumen schütteln könnten, um unsere Mutterliebe an ihnen auszulassen! Der einzige Spaß, den man dabei hat, ist am Ende doch, daß in der Wirklichkeit die Männer ohne uns im Alter weit hilfloser sind, als wir im gleichen Falle, vorausgesetzt, daß wir unseres Lebensunterhaltes sicher sind. Alles, was ihnen, den Männern, bequem ist, das schickt sich für die Frauen. Es schickt sich, daß einsame Greise junge Frauenzimmer, die weit ab sind vom kanonischen Alter, als Gesellschafterinnen und Pflegerinnen im Hause und auf Reisen mit sich führen; aber lassen Sie eine Frau auf den Gedanken verfallen, sich statt eines Gesellschaftsfräuleins einen gebildeten jungen Mann zum Reisebegleiter und Gesellschafter zu nehmen — welcher Mann würde sich nicht die ungehörigsten Witze darüber erlauben?"

„Ja, Bauer, das ist ganz was Anderes!" scherzte ich.

Claudine hatte sich ordentlich warm gesprochen.

„Sehen Sie," fuhr sie fort, „da bin ich nun acht Tage mit Ihrem alten Freunde umhergezogen, der ein ganz vortrefflicher Mann ist, aber unpraktisch für seine eigene Bequemlichkeit, wie ein neugeborenes Kind! Er war zuletzt ganz glücklich, als ich den Reisemarschall für ihn machte. Er muß sehr einnehmend gewesen sein, ehe er alle seine gelehrten Runzeln, seine antimusikalischen und sonstigen Schrullen gehabt hat, die er nun aus Consequenz — denn er ist ja ein Mann, muß also consequent sein! — mit sich durch die Welt zu schleppen für geboten hält. Er hat ein weiches, gutes Herz, guten Willen, Zuvorkommenheit für Andere. Er liebt die Frauen und er schätzt sie sogar. Aber zur Lösung der socialen Frauenfrage in seinem Sinne hat er doch ebensowenig mitgewirkt, als alle anderen Hagestolze! Diese Ritter von der traurigen Gestalt! Diese Hochzeitskarmendichter!"

Sie war reizend in ihrem Uebermuth und ich hatte meine Freude an ihr. Ist es doch so selten, daß diese überquellende Lebenslust der Jugend uns

unter grauem Haar noch treu bleibt. Ich versuchte, sie in der Stimmung zu erhalten, indem ich sie fragte, was sie mit ihren letzten Bezeichnungen gemeint habe.

„Kennen Sie denn nicht den Ritter von der traurigen Gestalt im Pfänderspiel, dem jedesmal der Mund abgewischt wird, wenn die Anderen sich küssen? Es giebt solch' eine ganz bestimmte Art von Männern. Sie sind gefühlvolle, zärtliche, liebevolle, liebebedürftige Idealisten; aber sie finden immer nicht das rechte Wort im rechten Augenblick, weil sie nur das Allerschönste und Erhabenste finden wollen. Sie kommen immer zu spät! Und statt eine Frau heimzuführen zu dem ihr von der Natur bestimmten Beruf, führen Sie vor ihren Angebeteten, wenn diese die Braut eines Andern geworden sind, die schönsten Polterabendspiele mit verhaltener Wehmuth auf, und widmen ihnen Hochtzeitsgedichte, in welchen sie unter Thränen lächeln. Haben Sie denn Ihrer Zeit von diesem Ihrem Freunde ein solches Karmen nicht erhalten?"

„Nein, auch hat er mich nie geliebt und ich ihn ebensowenig.“

„Um so sicherer wird er Beides glauben! Denn für Herzenbrecher halten sie sich Alle! Und von den sämmtlichen Mädchen ihrer Bekanntschaft einmal geliebt worden zu sein, daran glauben auch die Meisten; wenn die Guten unter ihnen es auch bedauern, so viel Unheil angerichtet, so viel nicht zu trocknende Thränen fließen gemacht zu haben.“

„Sie gehen mit den Männern scharf in das Gericht!“

„Weil ich sie mehr als manche Andere kennen lernte in der kurzen Zeit meines öffentlichen Auftretens, und auch später, als ich noch für eine leidlich gut aussehende Wittwe und daneben für eine wohlhabende Frau galt. Indeß ich denke darum nicht schlimm von ihnen!“

„Und Sie haben keine Neigung gehabt, sich später wieder zu verheirathen?“

„Nein!“ entgegnete Claudine sehr bestimmt und plötzlich ernsthaft werdend. „Ich habe mit einem

edeln Mann in friedlicher Ehe gelebt und er ist zufrieden mit mir gewesen, obschon er von Anfang an gewußt hat, daß ich die Liebe nicht vergessen könne, die ich in früher Jugend für einen Andern gefühlt. Konnt' ich dafür, daß mein Herz keines neuen Blühens mehr fähig war? Als dann mein Mann aus dem Leben schied, war ich im Frieden mit mir selbst und hatte keine Schwierigkeit, den Rath zu befolgen, den der Jesuitenpater Lemoine einst für Wittwen aufgestellt und auf den mein Beichtiger mich hinwies, ohne daß es dessen für mich bedurft hätte."

„Und wie lautet diese Mahnung?"

„Er räth den Wittwen: „De mettre sous la cendre le feu qui peut leur être demeuré de reste!"

„Um es so unter der Asche länger glühend zu bewahren?"

„Scherzen Sie nicht!" bat Claudine. „Glück und Leid ermessen sich ja nicht allein nach der Länge der Zeit, welche sie währen. Ein Augenblick von Liebesglück ist in mein Leben gefallen, dann

war es vorbei; und doch hat er mir geleuchtet durch all' die Jahre hin!"

„Sie haben mir davon erzählen wollen!" erinnerte ich sie.

„Erzählen und nicht erzählen!" sagte sie. „Die eigentlichen Thatsachen kann ich Ihnen nicht geben. Wie unser Schicksal sich gewendet, wie ich mich verheirathet habe, das sollen Sie jedoch erfahren. Im Grunde ist auch nicht viel davon zu sagen," sprach sie.

„Wir blieben dazumal zwei Jahre in Baden-Baden. Ich trat immer öfter in den Concerten auf, ward immer beliebter, wurde gut bezahlt, und sang auch in den anderen Badeorten und Residenzen, wohin ich in Begleitung meiner Mutter ging. Meine Einnahmen waren bedeutend genug. Indeß was half uns das neben meines Vaters Leidenschaft für das Spiel? Er war geistig und körperlich nicht mehr er selbst. Das Vermögen, das er erworben, mein Verdienst, der Schmuck, mit welchem er meine Mutter und mich in den Zeiten seines Glanzes freigebig beschenkt, gingen rascher durch seine Hände,

als wir es für möglich gehalten; und während er sich auf das Schwerste vor uns anklagte, während er an jedem Tage davon sprach, Baden mit uns und um unseretwillen zu verlassen, blieb das Alles ohne Folge. Er sank tiefer und tiefer herab, bis — — Ach, erlassen Sie mir die Schilderung dieser Zeit und dieses Elends!" rief Claudine. „Sie werden vielleicht davon gehört haben, wie er geendet! Man brachte ihn uns als Leiche in das Haus. Er hatte seinem Leben selbst ein Ende gemacht! Hätten Sie ihn gekannt! Hätten Sie die Zärtlichkeit gekannt, mit der er uns geliebt! Und die völlige Hilflosigkeit meiner Mutter, die zu ihm emporgesehen und auf ihn vertraut, wie auf ihren Herrn und Gott!"

Sie war sehr bewegt.

„Ach!" „sagte sie, lassen Sie mich lieber heute davon abbrechen. Mit dem Herzen voll Rührung und der Kehle voll zurückgehaltener Thränen spricht sich's schlecht. Heut' gehör' ich wieder einmal meinem Vater. Morgen wieder mir und Ihnen! Gute Nacht!"

Dreizehnter Brief.

In Ragaz kann man recht sagen: Es ward Morgen und Abend, ein anderer Tag! — so gleichmäßig und still gehen die Tage hin. Heute hatten wir den herrlich gehaltenen Obst- und Gemüsegarten durchwandert, den Bienen in ihrem Glaskasten unsern Besuch gemacht, die Molkerei besucht, und uns dann in dem Garten unter den Platanen hingesetzt, als ich mit meinem: „Aber nun: avanti Signora!“ — Frau Helfenstein zum Erzählen nöthigte.

„Ja! avanti! und doch ist's schon so lang, so lange her, daß mir ist, als spräche ich von einer ganz fremden Person, wenn ich von Claudine Conti

rede. Man sieht sich selbst wie in einem Zauber=spiegel, und kann lächeln über das, was uns einst heiße Thränen entlockte.

„Dreißig Jahre sind seitdem verflossen,“ sprach sie darnach mit schwerem Seufzer, „aber die Nacht, in der wir ihn vergeblich erwarteten, und der Morgen, an welchem man ihn entstellt und kalt heimbrachte nach Lichtenthal in unsere Wohnung, stehen heute noch in allem ihren Entsetzen vor meinen Augen, und noch erlebe und durchleide ich sie in manchem bangen Traum.

„Mich traf dies Unglück inmitten schwersten Herzeleids, inmitten tiefsten Grames. Ich war ohne das Unglück, das mich mit dem Tode meines Vaters betroffen hatte, ganz in mir vernichtet. Aber es ist besser, nicht davon zu sprechen. Man soll sich vergangenes Leid nicht unnöthig wieder gegenständ=lich machen. Sie wissen ja Alles, können sich Alles denken, wenn ich Ihnen sage, daß zwei Menschen zusammengekommen waren, deren Herzen zusammen=schlugen in einer großen Flamme, und die in dem

einzigen Augenblick, in dem sie das erkannt, in dem Augenblick, in dem sie, überwältigt von ihrer Liebe, einander in die Arme sanken, entsagen, die sich trennen mußten für immerdar. Es war ein Blick in das Paradies — und seine Thore schlossen sich für uns. Aber der Glanz seines Lichtes hat mein Leben verklärt, ist die Poesie desselben gewesen. Es war das Schöne, dem Dauer selten gegönnt ist auf der Welt!

„Dem Herzenskummer nachzuhängen, blieb mir nicht viel Zeit. Die harte Noth trat mit ihrer Forderung gebieterisch an uns heran. Wir waren mittellos, mein Vater hatte Schulden gemacht, seiner Leidenschaft zu fröhnen. Benazet bot uns seinen Beistand an; und wenn es schon hart ist für den an Wohlstand, an Ueberfluß Gewöhnten, Wohlthaten empfangen zu sollen, so war es das Bitterste, Hilfe annehmen zu müssen aus der Hand des Spielpächters, an dessen Spieltischen der Vater sich zu Grunde gerichtet hatte.

„Benazet war übrigens, abgesehen davon, daß

er ein guter Rechner war, kein ungroßmüthiger Mann. Er wollte mich unter den günstigsten Bedingungen für den nächsten Sommer engagiren. Es wäre mir aber unmöglich gewesen, die Melodieen für Geld vor einem gleichgiltigen Publikum zu singen an der Stelle, an welcher ich des Geliebten Ohr damit entzückt, an der ich sie mit solchem Glücksgefühl gesungen, wenn sein Auge sich voll zärtlicher Glut zu mir gewendet.

„Wir hatten, meine Mutter und ich, nur einen Gedanken: fort von Baden! Und meine Mutter verlangte nach ihrer Heimath. Sie sehnte sich in das Kloster, in welchem sie einst in Erwartung ihres Glücks geweilt. Sie wollte womöglich sich und mich für immer vor der Außenwelt verbergen. Es kam nicht mehr dazu.

„Die Mutter war dem Schicksal, das über sie hereingebrochen, nicht gewachsen. Sie erkrankte bald nach meines Vaters Tode, siechte ein paar kurze Wochen hin, dann trug man auch sie zu Grabe. Auch Angelica, deren Treue und Großmuth mich

nicht verlassen haben würde, war ebenfalls wenige Monate vorher gestorben. Ich war zwanzig Jahre und allein in der Welt. Ich mußte denken, mir fortzuhelfen wie ich konnte.

„Mit dem Erlös der türkischen Shaws, welche meine Mutter noch besessen, ging ich nach Paris. Der Tod meines Vaters hatte Aufsehen gemacht, man beklagte ihn. Mein Schicksal erregte Mitleid, unsere Freunde nahmen mich gütig auf. Man ehrte meine Trauer, ließ mich in ihr gewähren, denn man mochte erwartet haben, daß ich mich wieder trösten, daß ich wieder das fröhliche Mädchen werden würde, als welches ich von Paris fortgegangen war. Von der Wunde, an der meine Seele krankte, wußten sie ja nicht. Auftreten mußte ich bald wieder, denn ich brauchte Geld; aber kein frohes Lied wollte mir damals mehr gelingen. Der Beifall, wo er mir entgegenkam, preßte mir die Thränen in die Augen; und als man mir dann später rieth, zur Bühne zu gehen, als ich mich nach den vorbereitenden Studien entschloß, in der komischen Oper meine Versuche zu

machen, hatte ich nur einen mäßigen Erfolg, denn während ich spielte, empfand ich Widerwillen dagegen. Ich war für das Komödienspielen nicht gemacht. Ich konnte nur ich selber sein. Wie hätte ich Freude erregen können mit trauriger Seele? Ich hatte die Lust am Beifall und die Hoffnung auf Glück verloren, ohne welche die Gesellschaft keinen Reiz mehr hat. Ich machte mich zur Lehrerin.

„Drei Jahre hatte ich so gelebt, in Arbeit und einsam mit mir selbst, auch wenn ich mich bei den Familien, in welchen ich unterrichtete, in lebhafter Geselligkeit befand. Es ist mir manch' liebes Mal begegnet, daß ich mir die Thränen von den Augen trocknete, wenn ich zum Tanz antrat. Mir war am wohlsten bei einer alten deutschen Dame, die lange in England gelebt hatte, dann nach Paris gezogen war und deren Enkelin ich unterrichtete. Ich spreche von der Frau, die später meine Schwiegemutter geworden ist. Bei ihr, an ihrem kleinen Theetisch, lobte man mein Aeußeres nicht, sprach man nicht von meinen früheren Erfolgen, erwartete man nicht

von mir, daß ich etwas Besonderes vorstellen oder leisten sollte. Ich fand Ruhe bei ihr, und weil sie sah, wie wohl es mir bei ihr würde, machte sie mir endlich den Vorschlag, ihre Hausgenossin zu werden, ohne daß sie dafür eine Gegenleistung von mir begehrte. Sie war reich, denn ihr Mann hatte in England als Kaufmann ein großes Vermögen erworben, und sie hatte ein liebevolles Mutterherz.

„Ihre beiden Töchter waren die eine in England, die andere in Deutschland verheirathet, ihre älteste Enkelin lebte bei ihr, ihr einziger Sohn war aus Kunstliebe eben Kunsthändler geworden und seine Geschäfte führten ihn oftmals nach Paris. Er war, wenn auch um zwanzig Jahre älter als ich, ein stattlicher und schöner Mann, dem man den Seelenadel von der Stirne ablas und der die Güte seiner Mutter geerbt hatte. Ich lernte ihn bei ihr kennen, als ich noch nicht in ihrem Hause wohnte. Seit ich in demselben lebte, kam er öfter und öfter, verweilte länger, und ich konnte mich bald nicht darüber täuschen, daß er dies um meinetwillen that.

So hielt ich es denn für meine Pflicht, es seiner Mutter einmal offen zu gestehen, daß ich eine unglückliche Liebe gehabt, und nicht von ihr geheilt sei. Sie nahm das hin, als habe sie darum gewußt.

„Ich habe derlei vermuthet und gegen meinen Sohn geäußert,“ sagte sie, „denn mit Ihren Anlagen ist man bei vierundzwanzig Jahren der Welt sonst nicht so abgewendet wie Sie, wenn gleich Sie auf Ihrem Lebensgange früher als andere junge Mädchen reif geworden sind, und das Schicksal Ihrer Eltern darnach angethan gewesen ist, Sie in sich zurückzuweisen. Mein Sohn hat eine große, lebhafte Zuneigung zu Ihnen gefaßt, aber er wird Sie nicht zu einem Entschlusse drängen. Warten wir ab, ob er Ihnen so werth wird wie Sie ihm, und ob Sie sich zutrauen, mit ihm glücklich werden zu können. Daß Sie ihn glücklich machen würden, darauf kenne ich Sie, und dessen fühlt er sich durch seine Liebe sicher. Nur die eine Frage beantworten Sie mir ehrlich: haben Sie Hoffnung oder auch nur Aus-

sicht, sich doch noch vielleicht dem Manne verbinden zu können, den Sie geliebt?"

„Ich konnte ihr das mit bestem Gewissen verneinen. Sie fragte, ob er todt sei. Ich antwortete ihr, daß ich gar nichts von ihm wisse. Er sei schon verheirathet gewesen, als ich ihn hatte kennen lernen, und als wir unserer Liebe inne geworden, habe er mir gesagt: „Wir müssen gestorben sein für einander, wenn ich nicht ehrlos werden, mich selber nicht verachten soll!"

„Ich konnte mich der Thränen bei der Mittheilung nicht erwehren," sagte Claudine, „und Sie sehen — sie kommen mir noch in die Augen. Meine Beschützerin war gerührt. Sie umarmte mich und sprach mir Muth zu:

„Man muß einen Zweck im Leben haben! Wer kein besonderes eigenes Glück erwartet, muß darnach trachten, Glück für Andere zu bereiten; und in Ihrem Fall ist es gerathen und eine große Hilfe, eine Schranke der Pflicht zwischen sich und seine zärtlichen Erinnerungen aufzurichten. Niemand wird

Sie zu einem Entschlusse nöthigen, folgen Sie sich selbst und den Eingebungen Ihres Herzens."

„Meine erste Empfindung war, das Haus meiner Beschützerin zu verlassen. Sie wollte davon nichts hören. Sie nannte es einen gewaltsamen und romanhaften Schritt, nannte es ein Unrecht gegen sie, gegen ihren Sohn, und einen Fehler in Bezug auf mich selbst. Ich blieb also — und — nun, das Ende kennen Sie! Im folgenden Jahre wurde ich Helfenstein's Frau, und nicht eine Stunde ist vergangen in den Jahren bis zu seinem Tode, in welcher ich meinen Entschluß und seine nie sich verleugnende Liebe für mich nicht zu segnen gehabt hätte. Sein Tod hat eine große Lücke in mir zurückgelassen. Ich war an seiner Seite seelengesund, ich war wieder heiter geworden in dem würdigen, durch keinen Zwiespalt, durch keine leidenschaftlichen Kämpfe, durch keinen gewaltsamen Wechsel bewegten Verhältnisse. Ich bin sehr glückich gewesen mit meinem Manne, und die Erinnerung an ihn schwebt wie ein leuchtender Sonnennebel zwischen mir und

meiner Jugend, so daß mein früheres Erleben und Erleiden wie von einem hellen, lichten Schleier bedeckt, mir nicht mehr schmerzend vor Augen liegt, wenn ich nicht absichtlich, wie jetzt, den Schleier lüfte."

Sie war aufgestanden und gab mir die Hand.

„Nun wissen Sie Alles und nun begreifen Sie," sagte sie, „was ich meinte, als ich am ersten Tage unserer Bekanntschaft hier am Klavier in meinen Träumereien mich erging."

Ich hatte mich erhoben wie sie.

„Wollen Sie mir eine Frage noch erlauben?" bat ich. „Haben Sie von Ihrem Jugendgeliebten weiter nie gehört?"

„Nur daß er lebt, weiß ich, und daß es ihm in jedem Sinne wohl geht! Ich erfuhr das durch einen Zufall vor einigen Jahren von einem seiner Landsleute, der seiner erwähnte, ohne zu ahnen, daß ich den Mann gekannt hatte, dessen er als seines Freundes ehrenvoll gedachte. — Und nun kommen Sie und lassen Sie uns nicht mehr von mir sprechen!

Was ist denn im Grunde groß daran gelegen, ob unsereiner Glück hat oder nicht! Ein bischen Sonnenschein fällt auch auf das kleinste Moos, und wo die Sonne nicht hinkommt, da drängt der Keim, der nach ihr verlangt, sich auf weitem Wege aus dem Dunkel bis zum Licht hervor. Leer geht nichts und Niemand aus — und ich habe ja mehr gehabt, als ich zu fordern berechtigt war. Kommen Sie, ich will Ihnen etwas vorsingen, da Sie ja sagen, daß man mich noch hören könne!"

Wir wollten in den Saal gehen, der um diese Stunde meist leer zu sein pflegte, indeß unsere Badestunde schlug, und wir verabredeten, daß sie gegen den Abend für mich singen würde. Im Fortgehen fragte ich sie, ob ich ihr erzählt, daß ich gleich nach ihrer Abreise einen Jugendbekannten von mir für einige Stunden wiedergesehen hätte, einen General Brinkhof?

„War Der hier?" rief sie mit sichtlicher Ueberraschung.

„So haben Sie ihn gekannt?" erkundigte ich mich.

„Ja, vor langen Jahren. Sprachen Sie ihm von mir?" setzte sie dann hinzu.

Ich verneinte es mit der Bemerkung, daß unser Beisammensein flüchtig gewesen sei, daß er aber vermuthlich wiederkommen werde. Sie entgegnete darauf nichts, doch sah ich, daß sie, statt hinunter in ihr Bad zu gehen, sich an dem Tisch im Lesesaale niedersetzte und das Fremdenblatt zur Hand nahm.

War es Brinkhof's Name, den sie suchte?

Vierzehnter Brief.

Am Abende.

George Sand hatte wohl Recht mit ihrem Ausspruch, daß das Leben mehr einem Romane gleicht, als die Romane oft dem Leben! Das war heute der wahrhafte Tag der Ueberraschungen, und zwar der erfreulichen; und die sind selten!

Wir hatten den Morgen wie immer zugebracht, den Tag in gewohnter Weise verlebt, unsern Spaziergang zu Dreien, Claudine, Laland und ich, regelrecht gemacht, und wir beiden Letzteren hatten einander unsere Herzen darüber ausgeschüttet, daß die lächerliche Sprachmengerei, daß namentlich das

Schönthun mit französischen Brocken noch immer kein Ende unter uns Deutschen nehmen will.

„Mir fallen dabei immer," sagte ich, „ein paar Verse aus einem Lustspiel ein, die uns in meiner Kindheit spottend vorgehalten wurden, wenn wir uns mit Fremdworten aufputzten, während wir doch voll Inbrunst an unserem Vaterlande hingen, mit ganzer Seele seine Einigung ersehnten und mit Begeisterung die Körner'schen Freiheitslieder lasen und sangen. Jene Spottverse lauteten am Schlusse:

„Deutsch sei mein Inneres, deutsch mein Exterieur!
Enfin! kein Wort französisch mehr!"

In unserer neueren Zeit hatte die Gräfin Hahn-Hahn diesen Sprachmischmasch auf den Gipfel getrieben, und ich halte es auch heute noch für eine meiner guten Thaten, daß ich dieser sehr bedeutenden Frau und Schriftstellerin in dem Spottroman „Diogena" den Spiegel dafür vorgehalten habe, um ihr zu zeigen, wohin sie sich verirrt hatte. Ihre spätere Schreibweise war eine viel reinere geworden, und einer ihrer letzten Romane: „Vergieb uns unsere Schuld," hat mich, als ich ihn vor drei

Jahren zufällig in die Hände bekam, in jedem Sinne auf das Lebhafteste angezogen. Aber —"

„Aber," fiel mir Laland ein, „das hilft uns Alles nichts. Es erlöst uns in Berlin nicht von dem Milch- und Sahnebureau — es befreit uns nicht von dem Restaurant, der doch nichts als ein Speisewirth ist; es rettet uns nicht von deutschen Essays, weil wir uns gewöhnt haben, unter dem Worte Essay, das weder im Französischen noch im Englischen etwas Anderes bedeutet als einen „Versuch," uns etwas Besonderes zu denken; — und es hindert unsere schöne Welt nicht, in eine Première zu gehen, da eine erste Vorstellung ihnen nicht so herrschaftlich vorkommt. Unsere Wettrenner reiten im pace und machen einen run — und unsere Putz- und Kleiderhandlungen verkaufen Nouveautés und suchen Frauenconfectionäre! Es steckt den Deutschen, auch denen, die die besten Kleider tragen — Männern und Frauen — noch gar zu oft ein Stück von der Gesinnung im Blute, die „ein Bisken Französch" doch gar zu schön findet!"

„Ich habe mir manchmal gedacht," bemerkte ich, „wie gerade dies Aufputzen mit Fremdworten ein trauriges Zeichen dafür ist, daß unser Volk noch immer nicht genug in sich selbst beruht, sondern die Losung für sich und sein Urtheil von Auswärts erwartet und also auch empfängt. Wenn ich, im Ausland lebend, mehr fremdländische Zeitschriften in die Hände bekomme, als bei mir zu Hause, so sehe ich sie mir immer darauf an, wie sie sich zunächst um sich selber kümmern; und ebenso höre ich hier in Ragaz, wo Leute von allen Völkern sich zusammenfinden, oftmals darnach hin, wie Engländer, Franzosen, Italiener für sich und ihre Angelegenheiten sammt und sonders die Ausdrucksmittel in ihrem Sprachschatz zu finden wissen, während wir, deren Sprache wahrhaftig nicht die ärmere ist, immer noch bei den fremden Völkern auf Borg nach Ausdrücken gehen, von denen wir uns einbilden, daß sich in unserer Sprache das gleichmäßig deckende Wort nicht finde, weil —"

„Weil wir uns eben gewöhnt haben, mit dem

Fremdwort häufig einen Begriff zu verbinden," schaltete Laland abermals ein, „den es thatsächlich nicht hat!"

„Freilich!" lachte ich, „und nun sollten Sie erst einmal den Unsinn kennen, zu dem diese Fremdworte in dem Munde Derjenigen sich gestalten, die, wie unsere Dienstboten, sie brauchen, ohne den Schatten eines Begriffes damit zu verbinden. Aber abgesehen davon, thun wir namentlich den Franzosen eine oft sehr unverdiente Ehre an mit der Beachtung, welche wir ihrem Theater und ihren Schriftstellern zu Theil werden lassen. Kümmern die französischen Zeitungen sich darum, ob bei uns das neue Schauspiel oder Trauerspiel eines zeitgenössischen Schriftstellers aufgeführt worden, ob es Erfolg gehabt oder ob es durchgefallen ist? Bei uns finden sich selbst in den politischen großen Zeitungen immer Nachrichten über solche Dinge aus Paris, die für uns gleichgiltig sind. Die Eitelkeit der Franzosen legt sich das aber mit Recht als eine deutsche Schleppenträgerei aus gegen das Volk, das nach

seiner uns beständig in das Gesicht geschleuderten Meinung „an der Spitze der Bildung steht!“ Mich dünkt, wir hätten nicht nöthig, es in diesem Glauben zu bestärken. Und nun gar das Verhalten der Deutschen gegenüber den französischen, oft so widerwärtigen Romanen!“

„Was habe ich gemein mit einer Gesellschaft, in welcher dem einzigen ordentlichen Menschen nichts übrig bleibt, als sich vor Verzweiflung aufzuhängen? rief Adolf Stahr einmal, nachdem er „Risler jeune et Fromont aîné“ gelesen hatte! Gerade so geht es mir, wenn mir der Zufall einmal einen von den Romanen der jetzigen französischen Realisten in die Hände spielt. Zu Hause begegnet mir das nicht, denn da müßte ich ihn mir eigens kommen lassen, und davor werde ich mich hüten! Aber hier im Lesecabinet sieht man so ein Buch liegen, guckt hinein, wird von dem Ungeheuerlichen der schamlosen Nacktheit überrascht, und statt es gleich zuzuklappen, liest man ein Ende hinein, um es mit der Empfindung wegzulegen — daß man sich nothwendig waschen

müsse, daß man etwas Großes, Edles, Schönes lesen müsse, um nur seine Phantasie wieder rein zu baden von dem Garstigen, das sich uns aufgedrängt hat. Und was gewinnen wir damit? — Jeder von uns, der mit offenen Augen durch ein langes Leben gegangen ist, hat der sumpfigen Pfützen genug auf seinem Weg gesehen; aber uns unnöthig in dieselben zu stürzen, hat man deshalb doch wahrhaftig keinen Grund.

Miß Bronte sagte von der Rachel — die ich beiläufig auf das Höchste bewundert — „Es war etwas Teuflisches in ihr! so oft ich sie sah, behielt ich davon einen schlechten Geschmack im Munde!“ So behalte ich ein Gefühl der Unsauberkeit, wenn ich einen der neuen französischen Romane dieser Art gelesen habe. Weil sie uns mit großer darstellender Kraft vorgeführt werden, wird man den Eindruck so schwer los; und ich dächte, wir brauchten uns nicht besonders zu bemühen, eine Fäulniß bei uns einzuführen, deren Folgen wir in unserer Nachbarschaft vor Augen haben. Wenigstens in unsere

Häuser und Familien sollten wir sie nicht eindringen lassen. Seit Jahren habe ich nur einen französischen Roman mit großem Genuß gelesen, eine ganz bonapartistische, katholische Dichtung: Tourmente von Whinspear, in welcher seelische und andere Verwicklungen mit tiefer Wahrheit edel geschildert waren. — Indeß genug davon! Was kümmern uns diese Dinge heut' und hier? Denken wir nicht mehr daran! Wir sind ja hier, uns der schweren Gedanken zu entschlagen, uns zu erholen; und Sie, meine Freundin, sind uns noch die Lieder schuldig, die Sie mir heut' versprochen haben."

„Ja, und aus reinem Widerspruchsgeist — wie Sie hören, sage ich nicht mehr par esprit de contradiction" — scherzte sie, „aus reinem Widerspruchsgeist singe ich Ihnen zuerst ein französisches Liedchen! Eines, das sich hören lassen kann und das Sie lieben; denn ich weiß ja, was Sie gemeint haben mit Ihrem Tadel gegen die Französelei! Selbst in Bezug auf die Sprachmengerei gebe ich Ihnen Recht, obgleich sie mir so natürlich ist, wie

seinerzeit den Leuten die Lingua franca! Also beginnen wir!“

Sie setzte sich an den Flügel, rückte sich ihr kleines Häubchen zurecht, schlug die Spitzenärmel von den schönen Händen zurück, und nachdem sie als echte Sängerin sich geräuspert und ein kleines Vorspiel versucht hatte, sang sie das reizende „Mère Bontemps“.

„La mère Bontemps
S'en allait disant aux fillettes,
Dansez mes enfants,
Tandis que vous êtes jeunettes.
La fleur de gaïté
Ne croit plus en été,
Né au printemps comme la rose
Cueillez-la dès qu'elle est éclose.
Dansez à quinze ans,
Plus tard il n'est plus temps!

„Le temps arrivera
Où votre fille vous fait grand-mère;
Quand on en est là
Danser n'intéresse guère.
On tousse en parlant,
On marche en tremblant;
Au lieu de danser la gavotte
Dans un grand fauteuil on radotte,
Dansez à quinze ans,
Plus tard il n'est plus temps!“

Sie sang das ganze Lied mit einem Gemisch von Heiterkeit und von scherzender Wehmuth, das voller Anmuth war. Darnach gab sie uns das toskanische „Alla finestra affacciate“ zum Besten, sang ein Schelmenliedchen, das sie den italienischen Vetturinen auf der letzten Fahrt abgelauscht hatte und das mit den Worten begann: „Una sera che andava à spasso, dicono!“ und wie sie das auch beendet hatte, rief sie:

„Nun sollen Sie aber zu Ihrer ganz persönlichen Herzerquickung ein altes deutsches Lied zu hören bekommen, das ich sonst eigentlich nur mir selber vorsinge, wenn ich traurig bin.“

„So lassen Sie es lieber heute,“ bat ich, „denn Sie sind heiter und haben uns heiter gemacht!“

„Nein, heute grade will ich's singen, denn das alte Lied ist wieder einmal mit allerlei alten Erinnerungen in mir aufgestiegen, und wenn ich's nicht singen dürfte, müßte ich mir am Ende meine eigenen Grillen fangen und singen, und die sind ja nichts werth. Kennen Sie das Lied?“

Sie spielte die einfache Melodie, der man es anhörte, daß sie aus dem vorigen Jahrhundert stammt, und dann sang sie:

„Sagt, wo sind die Veilchen hin, die so freudig glänzten,
Und der Blumenkönigin ihren Weg bekränzten?
Jüngling, ach, der Lenz entflieht: diese Veilchen sind verblüht —
Sagt, wo ist das Mädchen hin, das, weil ich's erblickte,
Sich mit demuthvollem Sinn zu den Veilchen bückte?
Jüngling, alle Schönheit flieht: auch das Mädchen ist verblüht!“

Während sie das sang, war die Thüre des Nebenzimmers, die nur angelehnt gewesen, behutsam geöffnet worden, und ich erblickte den General, der eben angekommen sein mußte. Claudine saß der Thüre abgewendet und konnte ihn nicht bemerken. Er gab mir ein Zeichen, die Sängerin nicht zu unterbrechen und hielt sich vorsichtig zurück. Sie fuhr fort:

Sagt, wo ist der Jüngling hin, der auf bunten Wiesen
Veilchen, Ros' und Schäferin, Laub und Bach gepriesen?
Mädchen unser Leben flieht: auch der Jüngling ist verblüht!“

Der Ton tiefer Traurigkeit, mit dem sie diese beiden letzten Strophen gesungen hatte, zeigte ihre ganze Meisterschaft, aber als sie sich zu uns wendete,

verrieth der Ausdruck ihrer Züge, wie sehr das Lied auch ihr zu Herzen gegangen, wie der Gesang ihr von Herzen gekommen war.

Sie erhob sich. — In demselben Augenblicke stand der General vor ihr.

„Claudine!“ rief er. Sie trat erschreckend zurück. Die Farbe wich von ihren Wangen, sie hielt sich an der Lehne des Stuhles und hob langsam die Augen zu ihm auf.

Ihr Schweigen machte ihn befangen, aber er faßte sich rasch.

„Nein, nein,“ rief er, „ich irre mich nicht! Ich kann mich nicht irren! Sie sind's! Mein Gott, Claudine, erkennen Sie mich denn nicht mehr?“

„Herr General!“ sprach sie mit bebender Stimme und reichte ihm die Hand. Er drückte sie an seine Lippen. Sie sahen sich sprachlos an.

Ein ganzes langes Leben lag zwischen ihnen, lag zwischen der Stunde, in welcher sie in jugendlichem Liebesschmerze sich getrennt, und dieser andern Stunde, in der sie sich jetzt wiederfanden, das Haar

gebleicht über den schönen Stirnen, das Herz voll warmen Erinnerns unter dem weißen Haar.

Sie hatten das zu begreifen, sich darein zu finden.

„Kommen Sie!" sagte ich zu Laland, der nicht wissen konnte, was er aus dem Vorgang machen sollte. „Kommen Sie! Mir scheint, wir sind hier überflüssig, lassen Sie uns gehen."

„Was stellt das vor?" fragte er, als wir schon aus dem Nebenzimmer in den Hausflur getreten waren.

„Den Aetna!" scherzte ich. „Feuer unter Schnee und Eis! Lassen Sie uns noch spazieren gehen, der Abend ist hell und schön, und ich glaube der General und Frau Helfenstein werden uns heute Abend kaum vermissen."

Fünfzehnter Brief.

Claudine ließ sich am Morgen heut nicht sehen. Am Vormittag kam der General zu mir. Er wollte mir erklären, was für mich nach den Bekenntnissen, welche die Beiden mir, Jeder für sein Theil, gemacht hatten, und nach dem gestrigen Vorgang keiner Erklärung mehr bedürfen konnte. Indeß ich wußte nur das Was, nicht das Wie. In seiner Freude ersparte der General es mir, darnach zu fragen.

„Sie können sich es vorstellen,“ sagte er, „wie es mich bewegt hat, diese Frau wiederzusehen, die meine einzige große Liebe gewesen ist. Und wie schön ist sie noch heute! Aber Sie hätten sie sehen

müssen in ihrer frühen Jugend! Mein Gott, ich hatte viel schöne Frauenzimmer in Rußland gesehen, hatte, wie jeder junge Mann in meinen Verhältnissen, herumgeliebelt hier und dort, hatte geglaubt zu lieben, und nach ein paar Wochen war ein anderes hübsches Gesicht mir in den Weg gekommen und ich hatte das vorhergegangene vergessen. Denn das Lieben ist in der Jugend die Hauptsache. Man liebt immer, wie man athmet, ohne viel dabei zu denken, und der Gegenstand dieses Liebens ist im Grunde eine Nebensache. Man kann nicht leben ohne solche Thätigkeit des Herzens."

Ich lachte über diese Theorie, er ließ sich dadurch nicht in seiner Erzählung stören.

„Als dann der schwere Ernst des Lebens auf mich herniederfiel, war's vorüber mit diesem Liebebedürfniß, mit diesem Lieben auf gut Glück," sagte er. „Ich war ein anderer Mensch geworden, ich hatte in meiner Frau mein Gewissen neben mir, und ihre sittliche Strenge, vereint mit ihrer hingebenden Güte, die sich nie verleugnete, wurden meine Er-

zieher. So waren wir nach Baden gekommen. Odoardo Conti war in seiner glänzendsten Zeit viel in dem Hause meiner Schwiegereltern gewesen, das für einen der Mittelpunkte in der musikalischen Gesellschaft von Petersburg gegolten hatte. Sophie war selbst musikalisch und eine gute Sängerin. Wir gingen in Baden-Baden, wie alle Welt, in die Concerte, in denen Claudine Conti auftrat, wir fanden sie bezaubernd, wie alle Welt. Meine Frau erneuerte die Bekanntschaft mit Odoardo. Im Gegensatz zu den meisten unschönen Frauen hatte sie die höchste Freude an fremder Schönheit, und sie errieth mit feinem Sinne fremdes Leid. Sie konnte nicht leiden sehen, ohne helfen zu wollen, soweit es möglich.

„Es war lange kein Geheimniß mehr, daß Conti ein Spieler geworden war, daß seine Familie sich in übler Lage befand, und um den äußern Anschein leidlicher Verhältnisse aufrecht zu erhalten, oft des Nothwendigen entbehrte. Claudine dauerte meine Frau. Sie zog sie an sich heran, sie gewann der

Mutter und der Tochter Vertrauen, sie ermaß die Gefahren, denen Claudinen's Liebreiz sie in einer Gesellschaft wie die von Baden aussetzte, sie schätzte und bewunderte den reinen, festen Sinn, mit welchem das reizende Geschöpf sich bewegte und behauptete.

Ich hätte kein Mann und nicht jung sein müssen, hätte ich mich von Claudine nicht angezogen gefühlt, wie alle Andern; dazu hörte ich ihr Lob von früh bis spät. Kaum ein Tag entschwand, an welchem ich sie nicht in unserem engsten Kreise sah und sprach, und es verging nicht lange Zeit, bis ich gewahr ward, daß ich meine Tage nach den Stunden abzählte, in welchen ich Claudine zu erwarten hatte, bis ich fühlte, daß ich sie meiden müsse, wollte ich nicht die Herrschaft über mich verlieren und an der Frau zum Treulosen werden, der ich nicht untreu werden durfte. Aber Claudine zu meiden, hieß das Mißtrauen meiner Frau erwecken, der dann nichts übrig blieb, als Claudine zu entfernen, als dieser den Trost zu entziehen, den sie in der ernsten Theilnahme der älteren Freundin fand.

„Der Zufall kam mir zu Hilfe. Es trafen ein paar junge Landsleute in Baden ein, Regimentskameraden und Freunde aus meiner Petersburger Zeit. Meine Entfernung hatte in meinem Verhältniß zu ihnen nichts geändert. Man kannte die Ursache derselben, und wenn meine Lebenslage, wenn das Kriegsleben, das ich geführt, und die Verwundung und Krankheit, die ich erlitten, mich auch rascher zum ernsten Manne gereift, als meine gleichalterigen Kameraden, so hatten wir doch Freude aneinander, und ihre Anwesenheit bot mir den schicklichsten Anlaß, vielfach außer dem Hause, das heißt weniger mit Claudine zusammen zu sein. Indeß, Sie wissen es, Entbehrung ist ein schlechtes Beruhigungsmittel für das Herz; unsere Liebe ward durch sie gesteigert. Jedesmal wenn wir zusammen kamen und Claudinens Augen mit traurig fragendem und doch so zärtlichem Blick auf mir weilten, brannte das Geständniß meiner Liebe mir auf den Lippen. Ich wußte, es gab nur eine Rettung; wir mußten Baden verlassen, obschon meine Kur nicht beendet war.

„Als ich meiner Frau davon sprach, sah sie mich voll Verwunderung an.

„Was ist geschehen, daß Du mit einem Male die Kur aufgeben willst, um derentwillen der Kaiser Dich beurlaubt hat? Was treibt Dich fort? Du bist kein Spieler! Du hast keine Verwicklung irgend einer Art.“

„Plötzlich verstummte sie und legte im Erschrecken die Hand über ihre Augen, als könne sie die Einsicht in die Wahrheit nicht ertragen, die sich ihr aufdrängte. Indeß sie blieb sich selbst getreu wie durch ihr ganzes Leben.

„Was frag' ich aber!“ sagte sie, sich gewaltsam fassend. „Wir sind hergegangen um Deinetwillen; wenn es Dir nicht länger genehm ist, so gehen wir fort. Wohin wünschest Du, daß wir uns wenden?“

„Ich sagte, ich wünsche die mir noch gegönnte Zeit zu einer Schweizerreise zu benützen.“

„Und wann denkst Du, daß wir gehen?“

„Je eher, um so besser! Morgen!“ sagte ich

mit der Entschlossenheit eines Menschen, der sich selbst mißtraut und sich gebunden haben will.

„Sei's so!“ sagte meine Frau und drückte mir fest die Hand. „Ein paar Abschiedskarten sind leicht geschickt, und die Conti's wird man ja im Lauf des Tages sehen und benachrichtigen können.

„Dabei blieb es. Ich ging wie ein irrer Geist umher. Das Bewußtsein, meine Schuldigkeit gethan zu haben, half mir nicht fort über das Gefühl des leidenschaftlichsten, des brennendsten Schmerzes. Ich wünschte den Stunden Flügel, und ihnen voraneilend, malte ich es mir aus, wie mir sein würde, wenn Meile um Meile sich ausbreiten würde zwischen ihr und mir, wenn ich wieder in der Heimath sein würde ohne Kunde von ihr. Bald wünschte ich, ihr gleichgiltig zu sein, damit ihr die Pein erspart bliebe, die ich erduldete; bald wieder dünkte es mir unmöglich, von ihr zu gehen, ohne ihr gesagt zu haben, daß ich sie liebe, ohne von ihr vernommen zu haben, daß sie unglücklich sei wie ich.

„Der Tag ging wie die anderen Tage hin.

Wir aßen mit unseren beiden Landsleuten, hörten die Musik vor dem Kurhause bei dem Kaffee wie an jedem andern Tage, sahen Conti in die Spielsäle gehen. Seine Frau und Claudine ließen sich nicht blicken. Wir brachen früher als sonst auf, weil unsere Abreise doch mancherlei Geschäfte mit sich brachte. Ich führte meine Frau bis vor unser Haus und sagte dann, ich würde noch zu den Conti's gehen.

„Bitte sie, daß sie noch zu mir kommen," erinnerte sie, „ich hänge an Claudine und wünsche ihr das Beste! Sie ist beklagenswerth und ganz auf sich angewiesen."

„Ob das eine Warnung für mich sein sollte, wußte ich nicht. Ich nahm es aber als eine solche. Ich ging die Lichtenthaler Allee hinab, sie wohnten seitab von dem Hotel zum Bären in einem entlegenen Häuschen nach dem Garten hinaus, weil es Claudine belästigt hatte, wenn bei ihren Singübungen Vorübergehende unter ihren Fenstern stehen geblieben waren.

„Es war gegen den Abend hin, die Mutter war ausgegangen, ich fand Claudine allein. Obschon ich mir das gewünscht hatte, erschreckte es mich, meinen Wunsch erfüllt zu sehen. Ich war öfter ohne meine Frau bei ihnen gewesen, Niemand war das aufgefallen. Aber verrieth mich meine Verfassung, war es eine der Ahnungen, welche der Liebe eigen, Claudine stand rasch auf, als man mich ihr gemeldet hatte, und trat mir mit der hastigen Frage entgegen:

„Sie kommen allein, Herr von Brinkhof? Was ist geschehen? Was bringen Sie? Doch hoffentlich nur Gutes?“

„Ich komme, Ihnen Lebewohl zu sagen! Denn wir gehen morgen in der Frühe fort!

„Nein!“ rief Claudine. „Nein!“

„Doch,“ entgegnete ich, „wir gehen! Wie ich's tragen werde, weiß ich nicht!

„Nein!“ rief sie noch einmal. Ihre Augen sahen mich mit starrem Blick an und sie wendete sich von mir ab. Das konnte ich nicht ertragen.

„Um Gottes willen,“ flehte ich, „wende Dich nicht von mir ab! Sieh’ mich noch an in dieser letzten Stunde! Sage mir, was jeder meiner Gedanken Dir sagen wird, so lange ich athme: ich liebe Dich!

„Sie hing an meinem Halse, ich preßte sie in meine Arme und riß mich gleich wieder von ihr los.

„Lebe wohl! Vergiß mich! Werde glücklich!“ stieß ich hervor.

„Sie hielt mich fest.

„Ich Dich vergessen? Nimmermehr!“ rief sie, nicht begreifend, was in mir brannte.

„Was ich ihr gesagt? Ich weiß es nicht. Es mag wirr und fassungslos genug geklungen haben, denn ich litt für alle Drei, für sie, für meine Frau und mich.

„Aber noch ehe ich geendet hatte, gab sie mir die Hand, und während die Thränen in ihren Augen perlten, sprach sie mit dem sanften Tone, der noch heute so bezaubernd ist:

„Ja, geh’, geh’! Du gehörst Dir nicht, ich

kann Dir nicht gehören! Geh', vergiß auch Du! Lebe wohl!"

„Sie stand vor mir, ganz mein und doch für mich verloren. — Und nun, nach einem Menschenalter, nach einem langen Leben finde ich sie hier, finde ich sie wieder."

„Die Nievergessene!" schaltete ich ein.

„Sie haben Recht," sagte er. „Ich hatte diese Jugendliebe, meine einzige wahre Liebe, nie vergessen. Was wäre unser Leben auch werth, es wäre ja schattenhaft, wie unsere Träume, wenn man das Glück und Leid vergessen könnte, durch das wir eben wir geworden sind. So lebendig ist mir jene Zeit, daß ich mir jung vorkomme in ihrem Lichte, daß ich mich wundern könnte über mein eigenes graues Haar, obschon ich auch Claudinens weiche weiße Locken vor mir habe!"

Jedes Wort, das er sprach, verrieth seine Freude, seine Liebe. Er war wirklich wie verjüngt; aber auf Claudine hatte die Begegnung eine andere Wirkung gemacht.

Ich fand sie, als ich ihr im Laufe des Tages begegnete, bleicher und stiller, als ich sie zuvor gesehen. Sie war nicht wie sonst am Morgen bei mir eingetreten, und sie hatte sich dunkler, matronenhafter gekleidet, als sie pflegte. Ich fragte, was ihr geschehen sei.

„Ach," sagte sie, „Jeder erhält einmal sein memento mori! Wir kinderlosen Frauen werden weniger als die Mütter, welche Kinder und Enkel neben sich heranwachsen sehen, daran erinnert, daß die Zeit dahin geht; und wenn schon ich immer mehr als manche Andere das Gefühl der Endlichkeit in mir herumgetragen habe, so hat der Anblick des Generals mir dies Gefühl in einer Weise aufgedrückt, die mich traurig macht. Sie haben ihn ja gekannt! Er war so schön!"

Ich erwiderte, Alexander Brinkhof sei auch jetzt noch ein schöner Mann, eine sehr edle Gestalt voll Lebenskraft und Lebenslust.

„Ja, er ist noch eine stattliche Erscheinung, aber wo sind seine blonden Locken hin? Und wie

tiefe Furchen haben die Jahre in seine edle Stirn gezogen! Er hat zufrieden gelebt, hat einen Sohn gehabt und Freude an ihm, hat ihn verloren, seine Frau begraben, Ehren erworben — das Alles ist mir so fremd, so fremd! Ich sah mich heute lang im Spiegel darauf an! — Lachen Sie mich aus! — Ich sah in meinen Spiegel, als könnte mir aus demselben, weil ich es so lebhaft wünschte, mein und sein Bild widerstrahlen, wie wir einst gewesen sind. Ich hatte ein unaussprechliches Verlangen nach meiner Jugend. Und sie liegt doch so lange hinter mir! Was jetzt noch vor mir liegt — was kann das noch sein?“

Es war auffallend zu sehen, wie das gleiche Erlebniß, die gleichen Erinnerungen in den Beiden verschiedene Stimmungen erzeugten, wie den Mann belebte und erheiterte, was die Frau elegisch stimmte.

Man hatte Claudine in ihrer Jugend das menschgewordene Volkslied genannt. Sie sah heute wie die verkörperte Elegie aus, und die Elegie ist ja auch des Alters Sache! Denn die wehmüthige

Stimmung, welche die Jugend Elegie nennt und in welche sie sich meist künstlich hineinversetzt, um neben dem Uebermaße ihres Lichtes auch einmal zur Abwechslung etwas Schatten über sich zu verbreiten, mit dieser Jugendelegie ist's nicht weit her.

Claudine ist still und schüchtern, in sich versunken. Das giebt ihr einen eigenen mädchenhaften Reiz; und daß sie sich wie eine unbeschützte Jugend an mich kettet, wenn der General in ihre Nähe kommt, daß sie das Alleinsein mit ihm vorsichtig vermeidet, macht ihn lebhafter und eifriger in dem Bestreben, sie zu suchen. Früher oder später werden sie sich finden.

Sechszehnter Brief.

Berlin, den 16. November 1882.

Ich hatte Ende August das Bad verlassen und Claudine hatte mich, wie sie es sich vorgesetzt, begleitet. Der General, durch Claudinens scheue Niedergeschlagenheit verstimmt, war in der Schweiz zurückgeblieben. In Köln hatte ich mich von der mir werthen Frau getrennt. Sie war nach Paris in ihr Heim zurückgegangen, während ich mich zu Freunden auf das Land begeben.

Durch die ganzen ersten Monate erhielt ich von den Beiden nur flüchtige Nachrichten, dann gelangte aus Paris ein Brief des Generals an mich.

„Wir haben Ihnen nicht nachstehen wollen, verehrte Freundin!“ schrieb er mir. „Wir haben auch einen Roman, unsern Roman, beendet. Er trägt als Motto das Lied, welches die Geliebteste mir immer wieder singen muß; es lautet:

„Car l'on revient toujours, toujours
à ses premièrs amours!“

Daneben lag die förmliche Verlobungsanzeige von Frau Claudine Helfenstein, geborene Gräfin Rovessano mit dem General von Brinkhof, und Claudine hatte die Zeilen hinzugefügt:

„Die frühe sich verloren hatten,
Begegnen sich im Abendschatten
Und gehen Hand in Hand zur Ruh' —

aber hoffentlich auf einem schönen, langen Wege, auf welchem wir sehnlich wünschen, Ihnen bald wieder zu begegnen. Schreiben Sie uns und lassen Sie uns wissen, was Sie vorhaben und zu thun denken.“

Welche Antwort sollte ich ihnen geben?

„Wenn Sie Romane erleben und selbstständig beenden, meine Freunde,“ entgegnete ich ihnen heute,

„was soll ich dann vorhaben oder was bleibt mir noch übrig, als diese Ihre Erlebnisse drucken zu lassen und Ihnen Ihre eigenen Erinnerungen als Hochzeitsgeschenk darzubieten?

„Da sind sie! — Und nun Glück auf, meine Freunde! Glück auf für eine lange Reihe von schönen Jahren — und auf Wiedersehen!“

Buchdruckerei von Arthur Schönfeld in Dresden.